

DER FELS

Prof. Dr. Hubert Gindert:
Auftrag und Chance

35

Pfr. Winfried Abel:
Die Heilige Familie –
Modell für eine heile Familie

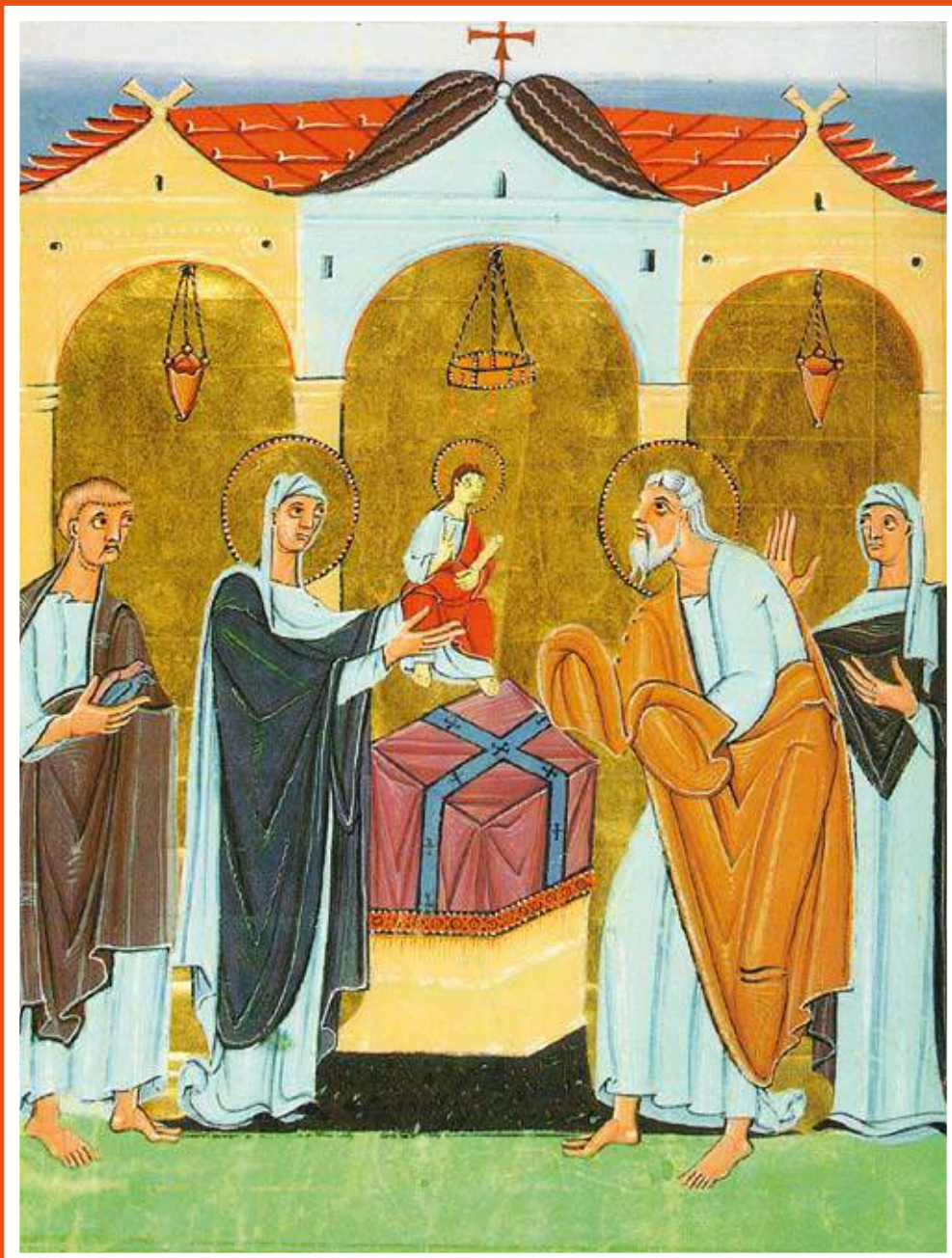
38

Jürgen Liminski:
Glück und Glaube

54

Katholisches Wort in die Zeit

47. Jahr Februar 2016



INHALT

Prof. Dr. Hubert Gindert:
Auftrag und Chance 35

Pfr. Winfried Abel:
Die Heilige Familie –
Modell für eine heile Familie 38

Raymund Fobes:
„Wir sind für das Große geschaffen“ 44

Prof. Dr. Hubert Gindert:
Warum wir Klarheit brauchen 45

Domkapitular Hans-Georg Platschek:
Der epochale Wandel erinnert uns an
den Auftrag, Christus zu verkünden 46

„Die Realität in Betracht ziehen“
Prager Erzbischof weist Kritik zurück 48

P. Dr. Andreas Hirsch FSSP:
Den Teufelskreis von Gewalt und
Gegengewalt durchbrechen! 50

Dr. Eduard Werner:
Reformer und Wegbereiter in der
Kirche: Robert Schuman 52

Dr. Alois Epple:
Die Früchte des Heiligen Geistes
Friede und Geduld 53

Jürgen Liminski:
Glück und Glaube 54

Auf dem Prüfstand 58

Bücher 62

Veranstaltungen 63

Impressum „Der Fels“ Februar 2016 Seite 63
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: H. Fillitz, R. Kahsnitz, U. Kuhder, Zierde für ewige Zeit, Das Perikopenbuch Heinrich II. S. Fischer, Tafel 20 **Erläuterung siehe Seite 61**

Fotonachweise: 35 © 2015 KNA, www.kna-bild.de; 38 R. Gindert; 39 Titelbild, Josef-Missionare von Mill Hill: Ein Mann der Tat, Rauchdruck; 40, 41 C. Meves: ein neues Vaterbild, Christiana-Verlag, S. 39+61; 42 E. Demmerle: Das Haus der Habsburger, Ullman-Verlag, S. 220; 43 carmelitaniscalzi.com; 44 wikimedia commons-Fabio Pozzebom/ABr; 46 Archiv; 47 jamaicaobserver.com; 48 Duka, Prag; 49 wikimedia commons-John Edwards 51 noelle-neumann.de; 52 Küble; 53 privat; 55, 56 Liminski

Quelle S. 64: kath. Kirche Voralberg

Liebe Leser,

die Menschen sind mit einer Bürde ungelöster Probleme in das Jahr 2016 eingetreten. Die offenen Konfliktherde des „Dritten Weltkrieges“ (Papst Franziskus), z.B. in Syrien, sind nicht eingedämmt, sie drohen sich vielmehr auszuweiten. Der Massenansturm von Kriegsflüchtlingen und Asylanten auf Europa hat deutlich gemacht: Die Länder der EU stehen im Krisenfall nicht solidarisch zusammen. Das Nationalstaatsprinzip, wonach sich jeder selbst der Nächste ist, triumphiert. Die oft beschworenen europäischen Werte, auf denen die Gründungsväter das gemeinsame europäische Haus errichtet haben, sind verkommen. Den heute führenden europäischen Politikern kommt selbst in Sonntagsreden das Wort Gott nicht mehr über die Lippen. Gott ist im öffentlichen Leben zum Tabu geworden.

Die Macher auf der europäischen Bühne hetzen von einem Termin zum nächsten. Statt Erfolge erleben sie die Auswirkungen eines kollektiven europäischen Egoismus und die Ohnmacht derer, die glauben, den Turmbau von Babel im 21. Jahrhundert errichten zu können.

„Was gibt dem Menschen Hoffnung für die Zukunft?“ fragt der diesjährige 16. Kongress „Freude am Glauben“. Vor allem von der Kirche erwarten sich Menschen tragfähige Antworten. Können die Bischöfe der Ortskirchen diese Erwartungen erfüllen, wenn sie sich selbst in einem desolaten Zustand befinden? Die deutschen Diözesanbischöfe waren im November bei ihrem alle fünf Jahre fälligen Ad-Limina-Besuch in Rom. Der Papst zeigte sich außerordentlich gut über den Zustand der Kirche in Deutschland informiert. Er hat den Bischöfen das Röntgenbild der deutschen Ortskirche vorgelegt: Es ist das einer absterbenden und dahin-

siechenden Kirche. Die mangelnde religiöse Vitalität und der fehlende missionarische Geist lassen sich nicht mehr durch aufgeblähte „perfekte Apparate“ und „immer neue Strukturen, für die eigentlich die Gläubigen fehlen“ überdecken. Der Papst ließ sich aber durch diese Situation nicht entmutigen und stellte den Bischöfen ein Reformprogramm vor Augen. Papst Franziskus nannte die Schwerpunkte und fasste zusammen: „Das Gebot der Stunde ist die pastorale Neuausrichtung.“ Und es ist dafür zu sorgen, „dass die Strukturen der Kirche alle missionarischer werden“. Der Papst sprach nicht über die Köpfe der Bischöfe hinweg. Papst Franziskus verlangte, dass der Bischof seine Aufgaben „in den vielfältigen Bereichen seines Hirtenamtes gewissenhaft wahrnimmt“.

Es verwundert nicht, dass die Rede des Papstes in den Medien, auch in den kirchlichen, nicht groß herauskommt, weil der Papst nicht kleine kosmetische Korrekturen, sondern eine komplette pastorale Neuausrichtung, eine Wende um 180° gefordert hat.

Kirchenverbundene und reformbereite Katholiken können nicht mehr erwarten, dass Apparate, das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken und die ihr angeschlossenen Organisationen, die Rede des Papstes zu ihrem Thema machen. Was Katholiken erhoffen ist, dass reformbereite Diözesanbischöfe die Ansprache des Papstes als Auftrag und Chance für ihre Diözesen sehen. Diese Bischöfe verdienen jede Unterstützung der Katholiken.

Mit den besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert



Auftrag und Chance

Zum Ad-Limina-Besuch der deutschen Bischöfe bei Papst Franziskus

Die Bischöfe der Teilkirchen besuchen turnusgemäß alle fünf Jahre die Apostelgräber in Rom und den Nachfolger des heiligen Petrus. Das gibt dem Papst die Möglichkeit, den Zustand der Ortskirche anzusprechen und sie, wenn notwendig, auf die eigentlichen Ziele auszurichten. Die Bischöfe der deutschen Ortskirche hatten im November 2015 ihren Ad-Limina-Besuch in Rom. Der Heilige Vater zeigte sich über die Kirche in Deutschland außerordentlich gut informiert und konnte die Gesamtsituation sehr konkret darstellen.

Nachdem Franziskus auf die „außergewöhnlichen Zeitumstände“ mit den hunderttausenden Kriegsflüchtlingen hingewiesen und die „große Unterstützung der Kirche in Deutschland durch die vielen Hilfsorganisationen für die Menschen in aller Welt“ gelobt hatte, kam er auf die innere Befindlichkeit der Kirche in Deutschland zu sprechen, die er als eine dahinsiechende und absterbende Kirche beschrieb. Sie sei zwar „überall im sozialen und caritativen Bereich professionell engagiert“ und „auch im Schulwesen überall aktiv“. Aber Franziskus machte deutlich, dass darauf zu achten ist,

„dass in diesen Einrichtungen das katholische Profil gewahrt bleibt“. Denn nur dann „sind sie ein nicht zu unterschätzender positiver Faktor für den Aufbau einer zukunftsfähigen Gesellschaft“. Diese kirchlichen Einrichtungen waren noch einmal gemeint, als Franziskus forderte, „dass die Strukturen der Kirche alle missionarischer werden müssen“.

Hier werden sich die Katholiken in Deutschland daran erinnern, dass die Bischofskonferenz auf ihrer Frühjahrsversammlung am 27.4.2015 mehrheitlich die Weichen in die ganz andere Richtung gestellt hat, obwohl



Papst Franziskus gibt eine Generalaudienz für die Bischöfe der Deutschen Bischofskonferenz anlässlich ihres Besuchs „ad Limina Apostolorum“ am 19. November 2015 im Vatikan.

das Bundesverfassungsgericht am 20.11.2014 die kirchlichen Rechte bzgl. der Einforderung der bisherigen Loyalitätsverpflichtungen festgestellt hatte. Die Kirche kann nämlich von ihren Mitarbeitern verlangen, dass diese den kirchlichen Glauben teilen und die kirchlichen Moralvorstellungen auch persönlich einzuhalten haben. Statt dessen hat sich die Kirche in Deutschland dafür entschieden, ihre Einrichtungen dem Geist der Zeit anzupassen. Nun geht es aber nach Papst Franziskus nicht darum, dass die Kirche mit ihren mehr als 700.000 Mitarbeitern nach dem Staat der größte Arbeitgeber bleibt, sondern dass ihre Einrichtungen der eigentlichen Aufgabe treu bleiben und „missionarischer werden“. Diesem Ziel dient wahrlich nicht die Liberalisierung des kirchlichen Arbeitsrechts.

Papst Franziskus nannte danach ohne Umschweife die fehlende Vitalität und missionarische Kraft beim Namen: Den Rückgang des sonntäglichen Gottesdienstbesuches – er liegt unter 10%, 1950 waren es 50,2% –. Die „Erosion der Katholischen Kirche in Deutschland“ zeige sich weiter dadurch, dass die Sakramente immer weniger in Anspruch genommen werden. „Die Beichte ist vielfach verschwunden. Immer weniger Katholiken lassen sich firmen oder gehen das Sakrament der Ehe ein. Die Zahl der Berufungen für den Dienst des Priesters und für das Gott geweihte Leben haben drastisch abgenommen.“

„Was können wir dagegen tun?“

Papst Franziskus resigniert nicht vor dieser dramatischen Situation, sondern fragt, „was können wir dagegen tun?“ und weist auf das Beispiel der ersten Christen hin. Er erinnert an die „treuen Mitarbeiter des heiligen Paulus Priska und Aquila: „Als Ehepaar verkündeten sie mit überzeugenden Worten, vor allem aber mit ihrem Leben, dass die Wahrheit, die auf der Liebe Christi gründet, wirklich glaubwürdig ist“. Am Vorbild von Priska und Aquila machte Papst Franziskus deutlich, worauf es ankommt, nämlich auf die Mitarbeit „vom heiligen Geist inspirierter Ehrenamtlicher“. Die Kirche in Deutschland geht aber den anderen, nicht zukunftsfähigen Weg. Der Papst wies auf diesen Irrweg hin,

wenn er von der „Tendenz zu fortschreitender Institutionalisierung der Kirche“ sprach und vermerkte: „Es werden immer neue Stellen geschaffen, für die eigentlich die Gläubigen fehlen. Es handelt sich um eine Art neuer Pelagianismus, der dazu führt, unser Vertrauen auf die Verwaltung zu setzen, auf den perfekten Apparat. Eine übertriebene Zentralisierung kompliziert aber das Leben der Kirche und ihre missionarische Dynamik, anstatt ihr zu helfen.“

Das Gebot der Stunde

Papst Franziskus sagt: „Das Gebot der Stunde ist die pastorale Neuausrichtung ... dass die Strukturen der Kirche alle missionarischer werden, dass die gewöhnliche Seelsorge in allen Bereichen expansiver und offener ist, dass sie die in der Seelsorge Tätigen in eine ständige Haltung des Aufbruchs versetzt und so die positive Antwort all derer begünstigt, denen Jesus seine Freundschaft anbietet.“ Was Papst Franziskus hier fordert, sind keine kosmetischen Korrekturen, sondern ist eine komplette pastorale Neuausrichtung, eine Wende um 180°!

Als erfahrener Seelsorger kennt Franziskus die Schwierigkeiten, die sich einer solchen Neuausrichtung in den Weg stellen: „Die Rahmenbedingungen der heutigen Gesellschaft sind ... nicht unbedingt günstig. Es herrscht eine gewisse Weltlichkeit vor. Die Weltlichkeit verformt die Seelen, sie erstickt das Bewusstsein für die Wirklichkeit.“ Andererseits „sagt uns unser Glaube, dass Gott der immer zuerst Handelnde ist. Diese Gewissheit führt uns zunächst ins Gebet.“

Wie können die Menschen die Botschaft Gottes wieder verstehen?

Dazu der Seelsorger Franziskus: „Wir müssen bei den Menschen sein. Mit der Glut derer, die als Erste das Evangelium in sich aufgenommen haben, und jedes Mal, wenn wir versuchen, zur Quelle zurückzukehren und die ursprüngliche Frische des Evangeliums wieder zu gewinnen, tauchen neue Wege, kreative Methoden, andere Ausdrucksformen, aussagekräftigere Zeichen und Worte reich an neuer Bedeutung für die Welt von heute auf.“

Bischöfe werden sich fragen müssen, ob sie auf ihren Firmreisen und Pfarrvisitationen die Menschen tatsächlich erreichen.

Während in Deutschland im Zentralkomitee der deutschen Katholiken und in Laiengremien von „Dialogprozessen“ mit den Bischöfen auf Augenhöhe gefaselt wird, erinnert Papst Franziskus die Bischöfe daran, dass es im Zusammenhang mit der Neuevangelisierung „unerlässlich“(!) ist, „dass der Bischof seine Aufgabe als Lehrer des Glaubens des in der lebendigen Gemeinschaft der universalen Kirche überlieferten und gelebten Glaubens in den vielfältigen Bereichen seines Hirtendienstes gewissenhaft wahrnimmt“.

Die Ausbildung an den theologischen Fakultäten im Einklang mit der Kirche

Der Bischof soll als „treu sorgender Vater“ seinen Dienst wahrnehmen. Was Papst Franziskus damit meint, führt er konkret aus: Er soll „die theologischen Fakultäten begleiten und den Lehrenden helfen, die kirchliche Tragweite ihrer Sendung im Auge zu behalten. Die Treue zur Kirche und zum Lehramt widerspricht nicht der akademischen Freiheit ... das sentire cum ecclesia (Mitfühlen mit der Kirche) muss besonders diejenigen auszeichnen, welche die jungen Generationen ausbilden und formen“.

Angesichts des Zustandes an manchen katholischen Fakultäten, gibt es für die Bischöfe gerade hier einiges zu regeln.

Franziskus spricht sich nicht dafür aus, sich aus den staatlichen Universitäten zurückzuziehen. Denn „die Präsenz der katholischen Fakultäten an den staatlichen Bildungseinrichtungen ist eine Chance, um den Dialog mit der Gesellschaft voranzubringen“. Man muss nur bereit sein, ihn auch mutig und glaubensstark zu führen.

Die überregionale Bedeutung der katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Papst Franziskus setzte sich in seiner Rede an die deutschen Bischöfe ausdrücklich für den Ausbau der katholischen Universität in Eichstätt-Ingolstadt ein. Sie ist „von großem Wert für ganz Deutschland ... ein

entsprechender Einsatz der gesamten Bischofskonferenz wäre daher wünschenswert, um ihre überregionale Bedeutung zu stärken“. Die katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt könnte, wenn der Appell des Papstes umgesetzt würde, zu einem theologischen Kraftzentrum in Deutschland werden, wie wir das heute mit Heiligenkreuz bei Wien und seiner Hochschule *Papst Benedikt XVI.* erleben.

„In der Beichte beginnt die Reform der Kirche“

Auch in den Pfarrgemeinden muss dem Bischof „in besonderer Weise das sakramentale Leben am Herzen liegen“. Papst Franziskus hob besonders die Beichte und die Eucharistie hervor. „Das bevorstehende Außerordentliche Jubiläum der Barmherzigkeit bietet die Gelegenheit, das Sakrament der Buße und der Versöhnung wieder neu zu entdecken ... in der Beichte beginnt die Umwandlung des einzelnen Gläubigen und die Reform der Kirche. Ich vertraue darauf, dass ... dieses für die geistliche Erneuerung so wichtige Sakrament in den Pastoralplänen der Diözesen und Pfarreien mehr Berücksichtigung findet.“ Das klingt bestimmt und nicht nach „kann“ oder „vielleicht“ etc.

„Ohne Priester gibt es keine Eucharistie“

Papst Franziskus drängt darauf, „die innere Verbindung von Eu-

charistie und Priestertum stets klar sichtbar zu machen ... die wertvolle Mitarbeit von Laienchristen im Leben der Gemeinden ... darf nicht zum Ersatz des priesterlichen Dienstes werden ... ohne Priester gibt es keine Eucharistie“. Es gibt einen Unterschied zwischen dem Weiheamt und dem allgemeinen Priestertum, der anerkannt bleiben muss und nicht verwischt werden darf.

Die Kirche ist Anwalt für das Leben: „Hier gibt es keinen Kompromiss“

Franziskus wendet sich noch einmal direkt an die Bischöfe, wenn er abschließend vom „nicht hoch genug einzuschätzenden Auftrag des Bischofs ... für das Leben“ spricht. „Die Kirche darf nie müde werden, Anwältin des Lebens zu sein und darf keine Abstriche darin machen ... Wir können hier keine Kompromisse eingehen“.

Keine Kompromisse? Als am 6. November 2015 der Deutsche Bundestag ein Gesetz beschlossen hat, wonach aktive Suizidbeihilfe durch Angehörige, Ärzte und besonders nahestehende Personen möglich ist, hat der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz zusammen mit dem ZDK-Präsidenten und dem Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland „allen, die in Politik, Zivilgesellschaft, Kirchen und Religionsgemeinschaf-

ten an dieser für unser Land guten Entscheidung mitgewirkt haben“, gedankt, obwohl sich aktive Sterbehilfe gegen das fünfte Gebot, die Lehre der Kirche und gegen das, was Joh. Paul II. in „Evangelium Vitae“ ausgeführt hat, richtet. Dies ist umso erstaunlicher da die deutschen Bischöfe noch 2014 in ihrem Flyer „Sterben in Würde“ geschrieben haben: „aus ethischer Sicht ist die Beihilfe zur Selbsttötung – sowohl durch Organisationen als auch durch Ärzte oder anderen nahestehenden Personen abzulehnen“.

Die Rede von Papst Franziskus an die deutschen Bischöfe anlässlich ihres Ad-Limina-Besuchs 2015 kann in ihrer Bedeutung für die Zukunft der katholischen Kirche in Deutschland nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die Tatsache, dass diese Ansprache in den Medien, auch in den katholischen, klein geschrieben oder übergangen wurde, darf niemand verwundern, der die Situation in Deutschland kennt. Die Hoffnung der kirchenverbundenen Katholiken richtet sich auf die reformwilligen Bischöfe. Wenn sie den steinigen Weg der Reformen einschlagen, verdienen sie jede Unterstützung der Gläubigen. Es darf nicht erneut eine Ignoranz geben, so wie es mit den Vorschlägen zur Entweltlichung der Kirche geschehen ist, die Papst Benedikt XVI. in seiner Ansprache am 25. September 2011 in Freiburg gemacht hatte. □

**DER
FELS**

Dringender Spendenaufruf

www.der-fels.de

Liebe Leser!

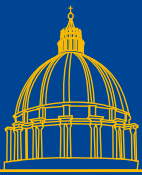
Seit vielen Jahren erscheint der Fels auf Spendenbasis.

Daher bitten wir Sie ganz herzlich um Ihre Hilfe.

Ein herzliches Vergelt's Gott für Ihr Wohlwollen.

Ihre Fels-Redaktion

Konto Fels e.V., Landsberg-Ammersee Bank eG, IBAN DE46 7009 1600 0005 1475 22
BIC GENODEF1DSS. Weitere Banken siehe Impressum Seite 63



Pfr. Winfried Abel:

Die Heilige Familie – Modell für eine heile Familie

Kürzlich wurde im Rundfunk ein Interview übertragen, das ein Reporter mit einem evangelischen Theologen über Gott und die Welt führte. Im Verlauf des Gesprächs erklärte der Theologe, er könne das Vaterunser nicht beten, denn das Wort „Vater“ suggeriere überalterte Herrschaftsstrukturen



Pfarrer Winfried Abel sprach auf dem Kongress „Freude am Glauben“ 2015 in Fulda.

(Befehlen~Gehorchen), die der heutigen Gesellschaftsordnung nicht mehr gemäß seien. Auf die Frage „wie beten Sie dann überhaupt?“ gab der Theologe zur Antwort: „Ich stelle mir Gott demokratischer vor.“

Diese Äußerung veranlasst mich zu der Frage: Ist Gott ein Geschöpf des Menschen oder ist der Mensch ein Geschöpf Gottes? Wer steht am Anfang aller Dinge: der Mensch oder Gott?

Die Äußerung des Theologen lässt erkennen, dass die heutige Menschenkrise (Auflösung der Familie, Genderismus...etc.) in Wahrheit eine Gotteskrise ist!

Die dreifache Prämisse für das christliche Menschenbild

In der Diskussion um das rechte Menschenbild offenbart sich, dass es eine Logik des Reiches Gottes und eine Logik der Welt gibt. Beide haben ihre Folgerichtigkeit, doch beide führen zu einem anderen Ergebnis,

weil sie von verschiedenen Prämissen ausgehen.

Wer mit einem Christen diskutieren will oder sich selbst christlich nennt, muss die dreifache Prämisse respektieren, die dem christlichen Denken vorausgeht, die nicht nach Belieben verändert werden kann: das ist die

Schöpfung, der Sündenfall und die Erlösung. Diese Prämisse prägt die Menschheitsgeschichte und bildet den Schlüssel zu einer wahren christlichen Anthropologie, also zum Verständnis des Menschen überhaupt!

Die heilige Hildegard von Bingen spricht vom „homo constitutus“, dem Menschen im Urstand (als Geschöpf Gottes), vom „homo destitutus“, dem von Gott abgefallenen Menschen, und vom „homo restitutus“, dem durch Christus erlöst und erneuerten Menschen.

Das bedeutet erstens: Am Anfang steht Gott als Schöpfer aller Dinge.

Der Mensch hat sich nicht selbst erschaffen; er ist nicht das Produkt seiner selbst. Psalm 100: „Erkennt, der Herr allein ist Gott; ER hat uns geschaffen, wir sind sein Eigentum ...“ Am Anfang steht also Gott und Gottes Plan. ER weiß, wozu ER uns geschaffen hat! Wer Gott als Schöpfer anerkennt, braucht sich nicht selbst zu erfinden und wird seinem Leben nicht das Design und die Deutung geben, die ihm gerade gefällt oder die einer gesellschaftlichen Mode oder Ideologie entspricht!

Kürzlich fand ich bei Kurt Tucholsky den Satz: „Wir sind nicht hienieden, um auszusuchen, sondern um vorliebzunehmen.“

Als Zweites sagt diese Prämisse: Der Mensch hat sich von Gott emanzipiert und sich an die Stelle Gottes gesetzt. Damit hat er die Quelle des lebendigen Wassers verlassen (Jer 2,13) und sich eine Zisterne gegraben, aus der er kümmerlich lebt. Die Folge davon: der Mensch „denaturiert“, verliert seine wahre göttliche Natur und wird zurückgeworfen auf seine bloße Geschöpflichkeit.

Als Drittes enthält die Prämisse die Wahrheit von der Erlösung: Der Schöpfungsakt war zugleich ein Pakt, den Gott mit dem Menschen geschlossen hat. ER steht zu Seinem Ja und in Treue zu seinem Wort. „Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt...“ (Jer 31,3). Der Sündenfall des Menschen hat in Gott eine tiefe Sehnsucht ausgelöst: die Sehnsucht nach dem Menschen! Gott sucht den Menschen, bis ER ihn gefunden hat. ER sucht ihn am Ort seiner Verloren-

heit. Die drei Gleichnisse bei Lukas (Kap15) von dem verlorenen Schaf, von der verlorenen Drachme und dem verlorenen Sohn enthalten nur diese Botschaft: Gott geht in seiner Menschwerdung auf die Suche nach dem verlorenen Menschen, seine sehnsüchtige Liebe kulminiert in der Hingabe am Kreuz und wird zum Heilmittel für alle Menschen!

Kardinal Gerhard Ludwig Müller wies kürzlich auf die andere Logik, nämlich auf die Logik der Welt hin („Tagespost“ v. 6.6.15): „Heute regieren die Götzen der Selbsterschaffung und der Selbsterlösung“!

Gottes Schöpfungsplan: Die heilige Familie

Als Jesus einmal nach der Erlaubtheit der Ehescheidung gefragt wird (Mk10,2), nimmt er auf diese Dreiheit Bezug. „Im Ursprung war es nicht so! Denn Gott schuf den Menschen als Mann und Frau“ (Mk10). Das heißt: die Ehescheidung signalisiert den Abfall des Menschen von seinem Schöpfer. Die Ehe ist also ohne das christliche Menschenbild nicht zu begreifen!

„Am Anfang“ – im Ursprung – steht im Plan des Schöpfers die „Heilige Familie“.

Jesus, Maria und Josef – die „heilige Familie“ – ist die einzige Familie, die als ganze heilig genannt wird. Es gab zwar schon immer Eltern, die samt ihren Kindern als Heilige galten. Ich denke an Gregor von Nyssa, seine Brüder Basilius d. Gr. und Petrus, seine Schwester Makrina, deren Großmutter Makrina und die Mutter Emmelia, die sämtlich als Heilige gelten, – oder an Louis und Zélie Martin, die Eltern von Thérèse von Lisieux, die anlässlich der Familiensynode im Oktober dieses Jahres heiliggesprochen werden ... – Aber nie wurde eine komplette Familie heiliggesprochen oder als heilig ver-

ehrt. Dabei wäre das doch das Natürlichste und Naheliegendste, dass es viele heilige Familien gibt. Denn die Heiligkeit des Einzelnen ist in der Regel die Frucht einer religiösen Sozialisierung (glauben kann man nur gemeinsam!), wie sie nur eine Familie bieten kann.

Es braucht daher nicht viel Phantasie, um zu erkennen, dass der Verlust der Heiligkeit immer auch mit der Zerstörung der Familie Hand in Hand geht!

Gottes Menschwerdung bedurfte der Familie

Wenn wir uns die Heilige Familie – Jesus, Maria und Josef – als Modell für eine ideale Familie vornehmen, dann kommen wir zu wichtigen, zum Teil auch erschreckenden Erkenntnissen.

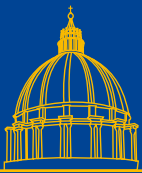
Zunächst einmal darf ich darauf hinweisen, dass das Besondere an der christlichen Religion die Menschwerdung Gottes in Christus ist! Das bedeutet konkret: Gott wollte in eine Familie hineingeboren werden! Dieses einmalige Ereignis der Geburt Jesu hat die Phantasie gläubiger Menschen immer wieder zu falschen Vorstellungen geführt: Viele idyllische Weihnachtserzählungen vermitteln den Eindruck, dass Christus als fertiger Mensch auf die Erde gekommen sei, als habe er schon als Kind in der Krippe alles gewusst und wahrgenommen, sich also nur mit seinem göttlichen Wissen und mit seiner Allmacht „verstellt“.

Wenn aber Christus in seiner Menschwerdung auf sein Gott-Gleich-Sein – als Privileg! – verzichtet hat (vgl. Phil 2,6-8), dann gilt es festzuhalten: zur Menschwerdung Christi gehört nicht nur die Annahme eines menschlichen Leibes in all seinen Entwicklungsstadien, sondern auch die menschliche Familie als

geistiger Nährboden seiner Persönlichkeitsentwicklung: die Liebe von Vater und Mutter, das Vorbild der Eltern, das allmähliche Entdecken der Welt, die ersten Schritte an der Hand der Mutter, das Beten in der Familie, das Wachstum in der Liebe zu Gott, das versöhnte Zusammenleben ... etc. Für all das, was Jesus später an menschlichen Tugenden entfaltet hat, brauchte er irdische Vorbilder und Lebenshilfen, das heißt heilige Eltern. Alles Gute, das er in seinem öffentlichen Leben verwirklichte, hat er als Kind und Jugendlicher „erlernt“!

Weiterhin gilt: zum Erlösungswerk Christi gehören nicht nur sein öffentliches Auftreten, das heißt sein Leiden, Sterben und seine Auferstehung,





sondern auch die 30 Jahre in Nazaret, die das Evangelium in diesen einzigen Satz zusammenfasst: „Jesus war seinen Eltern gehorsam“ (vgl. Lk 2,51). Dieses sogenannte „verborgene Leben“ enthält eine großangelegte Spiritualität, - wie sie z.B. Charles de Foucauld nachzuahmen versuchte!

Das Defizit der Ehe – „sie haben keinen Wein mehr“

Der Evangelist Johannes, der kein bloßer Geschichtenerzähler, sondern ein großer Theologe ist, berichtet am Anfang seines Evangeliums (Joh 2,1-11) von der Hochzeit zu Kana. Diesen Bericht kann man als ein Präludium zu seinem Evangelium verstehen, in dem die wichtigsten heilsgeschichtlichen Themen, die das Evangelium entfaltet, bereits enthalten sind: Hochzeit und Verwandlung!

Maria war als „Expertin“ anwesend. Vom Engel hatte sie einst gehört und in ihrem eigenen Leben erfahren: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“ Diese Erfahrung hat ihr Leben geprägt.

Wollte man die Szene allegorisch deuten – eine im christlichen Altertum weit verbreitete Methode –, so könnte man die Wahrnehmung Marias „sie haben keinen Wein mehr“ (Joh.2,3) heilsgeschichtlich verstehen: der Hochzeit ist das ausgegangen, was wesentlich zu ihr gehört! Das wäre ein Hinweis auf das Defizit, das jeder Ehe anhaftet, solange sie nicht sakramentalen Charakter trägt, d.h. nicht dem „homo restitutus“, dem erlösten Menschen, entspricht und die Einheit des Dreifaltigen Gottes widerspiegelt.

Es geht also um Heilung, – aber nicht nur im Blick auf die Beziehung von Mann und Frau, sondern um die

Wiederherstellung der sakramentalen Einheit insgesamt!

„Ehe“ und „Familie“ – die Hauskirche

Hier müssen wir zunächst zwischen „Ehe“ und „Familie“ unterscheiden!

„Familie“ ist ursprünglich ein soziologischer Begriff. Entsprechend dem Verständnis der Römer gehörte in der Antike zur Familie die gesamte Hausgemeinschaft: Eltern, Kinder, Sklaven, Diener, im Haushalt lebende Verwandte, – sogar das Vieh und der gesamte Hausstand.

„Ehe“ ist dagegen – das gilt es zu beachten! – kein soziologischer sondern ein theologischer Begriff, der sich vom Schöpfungswillen Gottes ableitet (Gen 1,27f und Gen 5,1f). Die Ehe war im Verständnis aller Völker immer etwas Sakrales, für die Christen ein sakramentales Geheimnis, das etwas vom Wesen Gottes im Menschen widerspiegelt und zugleich das Wesen und die Würde des Menschen bezeichnet. Bis zum Kulturkampf (in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts), der unter dem Reichkanzler Otto von Bismarck die Verstaatlichung der Ehe mit sich brachte, war das auch in unserem Kulturkreis eine selbstverständliche Tatsache.

Nach katholischem Verständnis basiert die Familie auf der sakramentalen Ehe und stellt eine Entfaltung dieses göttlichen Hintergrunds dar.

Die dogmatische Konstitution über die Kirche LUMEN GENTIUM weist auf diesen Zusammenhang hin: „Aus dem (sakramentalen) Ehebund nämlich geht die Familie hervor, in der die neuen Bürger der menschlichen Gesellschaft geboren werden, die durch die Gnade des Heiligen Geistes in der Taufe zu Söhnen Gottes gemacht werden, um dem Volke Gottes im Fluss der Zeiten Dauer zu verleihen“ (LG11).



In der Fremde Ägyptens wird Josef mit der Familie bleiben, bis er nach dem Tod des Herodes wieder in die Heimat nach Nazareth zurückkehren kann. Das Kind ist in den Händen der Mutter geborgen und dem Adoptivvater, einem schlichten Zimmermann, ans Herz gewachsen. In der Zuordnung von Mutter, Vater und Kind erkennen wir in der Familie das Abbild der Dreifaltigkeit. – Hl. Familie (aus dem Bilderzyklus „Die Freuden des hl. Josef“ in Torreciudad).

Die Familie ist selbstverständlich auch die kleinste und wichtigste Zelle der Kirche! Sie wird daher „Hauskirche“ genannt: „In solch einer Art Hauskirche sollen die Eltern durch Wort und Beispiel für ihre Kinder die ersten Glaubensboten sein“ (LG 11).

Johannes Paul II. hat den Gedanken der „Hauskirche“ immer besonders betont.

Dass der Hauskirche gerade in unserer Zeit eine eminente Bedeutung zukommt, wird allein schon daran sichtbar, dass die Trias „Elternhaus – Schule – Kirche“, die zu meiner Kindheit noch eine Selbstverständlichkeit war, faktisch nicht mehr existiert, so dass der Familie heute all das zufällt, was früher eine homogene Gesellschaft bestärken, ergänzen und auffangen konnte.

Wenn heute beispielsweise Eltern ihre Kinder zur Vorbereitung auf die Erste Heilige Kommunion in die Pfarrgemeinde schicken, müssen die Katecheten im Allgemeinen davon ausgehen, dass die Kinder keinerlei religiöse Erfahrungen und Vorkenntnisse mitbringen, also weder das Kreuzzeichen noch das Vaterunser kennen, noch je eine Kirche von innen gesehen haben, und die Eltern mit ihnen nie ein Morgen- Abend- oder Tischgebet gesprochen haben. In solchen Fällen, die leider zur traurigen Regel geworden sind, pflegte ich als Gemeindepfarrer die Eltern eindringlich darauf hinzuweisen, dass die Kommunionvorbereitung die Sache der Familie ist, der Kommunionunterricht die Sache der Pfarrei! Ohne das gläubige Umfeld der Familie wird ein Kind nur in Ausnahmefällen Freude am Glauben gewinnen! ... Dann geht eben der hochzeitliche Wein aus!!!

Ehe als Sakrament – Darstellung

Werfen wir jetzt den Blick auf die Ehe! Ich sagte: die Ehe ist ein sakra-

mentales Geheimnis. „Sakramental“ heißt zweierlei: darstellend und heilend.

Zunächst „darstellend“: die Ehe von Mann und Frau – die Unterschiedlichkeit der Personen ist hier eine selbstverständliche Voraussetzung! – stellt auf menschliche Weise das innerste Geheimnis Gottes dar. Die Liebe zwischen Mann und Frau ist so stark und kreativ, dass sie selbst wieder Person wird: im Kind! So wird die Dreiheit Vater-Mutter-Kind zu einem Abbild des dreifaltigen Gottes.

Weiterhin stellt die Ehe die Bundesstreue Gottes dar: Das Wort „Bund“ ist schon im Alten Testament eindeutig auf die Ehe bezogen (FC12). Die Bundesformel ist in Wahrheit eine Eheschließungsformel: „Ich will euer Gott sein, ihr sollt mein Volk sein“ (vgl. Jer 7,23). Hier steht „Gott“ für „Bräutigam“ und „Volk“ für „Braut“. Dieser göttliche Bund ist einseitig vom Menschen gebrochen worden: „Mein Volk hat seinen Gott verlassen und ist zur Dirne geworden“ (Hos 4,12). Der Mensch wurde zum „homo destitutus“. Diesen Ehebruch benutzt Gott aber nicht zum Vorwand, seine Braut zu verstoßen, sondern er geht ihr nach bis an den Ort ihrer Schande: „Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt, darum habe ich dir so lange die Treue bewahrt“ (Jer 31,3). „Ich traue dich mir an auf ewig; ich traue dich mir an um den Brautpreis von Gerechtigkeit und Recht, von Liebe und Erbarmen, ich traue dich mir an um den Brautpreis meiner Treue: Dann wirst du den Herrn erkennen“ (Hos 2,21-22).

Der Abfall von Gott bedeutet immer auch den Abfall vom Menschen, genau gesagt, die Zerstörung der von Gott gestifteten Einheit von Mann und Frau, – und offenbart die Heilungsbedürftigkeit der Ehe!

Jesus hat den zerbrochenen Bund wieder erneuert. Seine Hingabe am

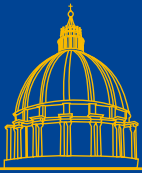
Kreuz war die äußerste Form „bräutlicher“ Liebe („... eine größere Liebe hat niemand“ – Joh 15,13)! Auch hier gilt: alle menschlichen Tugenden Jesu, – auch seine Liebesfähigkeit! –, hat er nicht nur seiner göttlichen Natur zu verdanken, sondern er hat sie menschlich dazu „erlernt“ – durch das Vorbild von liebenden Eltern.

Wenn Jesus sagt „liebet einander, wie ich euch geliebt habe“ (Joh 13,34), dann will er uns die Fähigkeit zusprechen und schenken, mit seiner göttlichen Qualität zu lieben, die das Menschliche ganz mit einbezieht! Dieses Wort Jesu enthält eine wichtige anthropologische Aussage: Der Mensch ist nur im Vollsinn „Mensch“, sofern er ein Liebender ist! Nur darin vollendet sich seine Gott-Ebenbildlichkeit!

Die Grundberufung eines jeden Menschen – ob Mann oder Frau – ist die Liebe. Die Liebesform des Man-



Die Aufmerksamkeit des Vaters ist ganz auf das Kind ausgerichtet. Das Kind weiß sich mit einem Urvertrauen in sicheren Händen. Die Freude am Leben ist in das Gesicht von Vater und Kind hineingeschrieben. Josef hat verstanden, dass dieses Kind von Gott kommt und Gott ihm eine besondere Verantwortung für das Kind und die Mutter aufgetragen hat. – Josef und das Kind (aus dem Bilderzyklus „Die Freuden des hl. Josef“ in Torreciudad).



nes ist die Vaterschaft. Die Liebesform der Frau ist die Mutterschaft. Jeder Mann ist zur „Vaterschaft“ berufen, eine jede Frau zur „Mutterschaft“. Beide Liebesformen stellen keinen soziologischen oder biologischen Tatbestand dar, sondern eine Spiritualität.

So war der heilige Josef ganz Vater, obwohl er nicht biologisch gezeugt hat! Er verwirklichte in vollkommener Weise alle väterlichen Eigenschaften: in der treuen Fürsorge, in der Vorbildlichkeit der Lebensführung, in der Ernährung der Familie, in der Gewährung von Schutz und Hilfe – auch in äußerster Lebensgefahr ...

Auch Mutter Teresa war ganz Mutter, und zwar vieler Kinder, obwohl sie nie ein Kind geboren hat!

Der hl. Paulus nennt Timotheus und Titus seine echten „Söhne“, die er im Glauben gezeugt hat.

Abraham wurde durch den Glauben zum Vater einer unübersehbaren Menge, zu der auch wir als Glaubende gehören dürfen ...!

In diesen lebendigen Zeugnissen offenbart sich die wahre Spiritualität von Vater- und Mutterschaft.

In meiner Zeit als Gefängnispfarrer hatte ich ein Gespräch mit einem jugendlichen Straftäter, etwa 17 Jahre alt, der einen kurzen Arrest verbüßte. Dieser sagte im Verlauf des Gesprächs zu mir: „Bin auch schon Vater gewesen ...!“ Auf meine Frage: „Vater? ... gewesen? – was soll das heißen?“ gab er zur Antwort. „Hab mal mit einem Mädchen ein Kind gemacht, hab es aber wieder wegmachen lassen.“ Diese Äußerung offenbart eine Mentalität, wie sie unserer Zeit entspricht, die eine schreckliche Perversion der „Vaterschaft“ bezeichnet.

Ehe als Sakrament – Heilung

In der sakramentalen Ehe ist als Zweites enthalten: die Heilung. Hier geht es nicht um die „verkaufte Braut“, sondern die durch Christus zurückgekauft Braut!

Unter diesem Aspekt dürfen wir auch die Heilige Familie betrachten. Ich möchte hier nicht irgendwelche Privatoffenbarungen über das Familienleben in Nazaret vorstellen. Es genügt schon, die Lehre der Kirche im Licht des Evangeliums zu lesen!

Darin ist die ganze Wahrheit enthalten!

Wir wissen, dass Gott in Maria die Unheilschleife der Erbsünde zerrissen hat. Die Ur-Versuchung, die zur Ur-Sünde geführt hat, zielte ja hin auf die Zerstörung der geistlichen Genetik, deren Gipfel und Ziel Christus sein sollte: auf IHN hin ist alles geschaffen, – ER ist das Ziel der ganzen Schöpfung! (vgl. Kol 1,16). Diese Genetik wollte der Teufel mit Hilfe des Menschen zunichtemachen. Das wäre ihm auch gelungen. Doch in Maria hat Gott einen neuen Anfang gesetzt! Josef, ihr Mann, war zwar nicht frei von der Sünde, aber er war ein „Gerechter“, – das kann man auch mit „Heiliger“ übersetzen. Dennoch: hätte er ein Kind gezeugt, dann hätte die Genetik des Bösen sich fortgesetzt.

Gottes Plan war dagegen „genial“: Maria empfing durch den Heiligen Geist, so dass ihr Kind „nicht aus dem Blut, nicht aus dem Willen des Fleisches, nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren“ (Joh 1,13) ist.

Diese von Christus gestiftete heilende Kraft fließt in jede eheliche Beziehung ein, die sich als sakramental versteht. Es geht dabei vorrangig um Heilung durch Versöhnung.

Der Schweizer Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf (Pseudonym für den ev. Pfarrer Albert Bitzius, +1854) berichtet, dass er jeden Abend vor



Der von Papst Johannes Paul II. selig gesprochene Kaiser Karl von Österreich mit seiner Frau Zita und mit ihren ältesten Kindern. Auch Kaiserin Zita führte ein heiligmäßiges Leben.

dem Schlafengehen, mit seiner Frau im Bette sitzend, das Vaterunser betete. Bei der Bitte „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben...“ hielten beide inne, bekannten voreinander, was sie an dem vergangenen Tag einander schuldig geblieben waren oder worin sie sich gegenseitig verletzt hatten, baten einander um Verzeihung und schlafen selig ein. Diese uralte therapeutische Regel „Lasst die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen“ (Eph 4,26) war dem Pfarrerehepaar ein wichtiger Leitfaden für ihr Zusammenleben geworden.

Die Ehe im Gesamt der sakramentalen Ordnung

Es ist sicherlich der göttlichen Weisheit zu verdanken, dass Jesus drei Sakramente gestiftet hat, die genau der zu Anfang genannten dreifachen Prämisse entsprechen: die Taufe, die Eucharistie und die Versöhnung. Im ersten Sakrament wird der Mensch gewissermaßen in den „Urstand“, den Zustand der Sündenlosigkeit (Einheit mit Gott), zurückversetzt, im zweiten Sakrament wird die Communio mit Gott und den Menschen vertieft, im dritten Sakrament wird die Erlösung durch Versöhnung wirksam. Daraus folgt: jede sakramentale Ehe ist nicht nur eine Liebesgemeinschaft sondern auch eine Versöhnungsgemeinschaft! Eheleute, die ihre Ehe in der Weise sakramental ausschöpfen, dass sie regelmäßig die Sakramente der Versöhnung und Vereinigung (communio) empfangen, bekommen darin gewissermaßen die Garantie geschenkt, dass ihr Leben einen zeugnishaften Glanz erhält und sie immer tiefer in der Liebe eins werden.

Eine der chassidischen Geschichten von Martin Buber ist überschrie-

ben mit „Mehret euch!“ Ein Schüler erzählte: Mein Rabbi Jechiel Michal fragte mich: „Das erste aller Gebote lautet ‚seid fruchtbar und mehret euch!‘ Warum werden hier wohl zwei Zeitwörter statt eines verwandt?“... Ich wusste nichts zu antworten. Er sprach: „Dies ist es, was das Gebot meint: ‚Seid fruchtbar, aber nicht wie die Tiere, sondern: mehret euch‘, das heißt: seid mehr als sie! Dies ist Gottes Wille: er will uns nicht allein fruchtbar machen, sondern auch mehren.“

Lassen Sie mich diese Gedanken mit dem Gebet zur Heiligen Familie beschließen, das Papst Franziskus für die Familiensynode verfasst hat:

Jesus, Maria und Josef, auf euch, die Heilige Familie von Nazareth, richten wir heute den Blick.

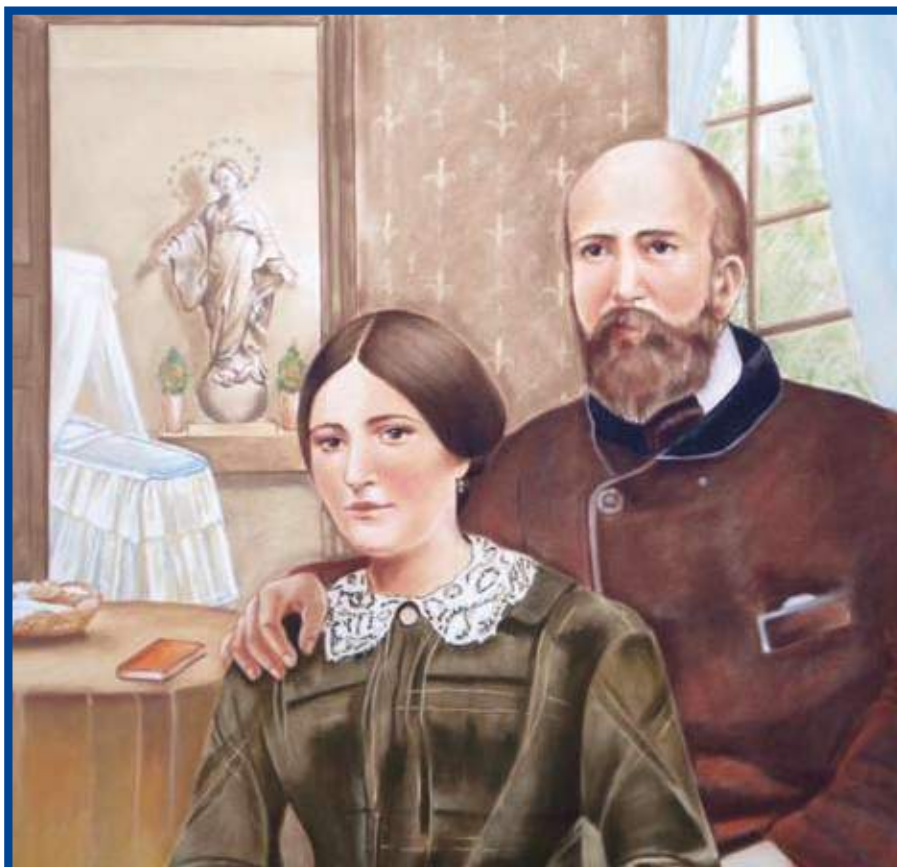
Euch empfehlen wir alle unsere Familien, damit sich in ihnen die Wunder der Gnade erneuern.

Heilige Familie von Nazareth, treue Behüterin des Geheimnisses der Offenbarung: erneuere das Verlangen nach Heiligkeit, stütze die edle Mühe der Arbeit, der Erziehung, des Zuhörens, des gegenseitigen Verstehens und der Vergebung.

Heilige Familie von Nazareth, erwecke in unserer Gesellschaft wieder das Bewusstsein des heiligen und untastbaren Charakters der Familie, unschätzbares und unersetzbares Gut.

Jesus, Maria und Josef, zu euch beten wir voll Vertrauen, euch vertrauen wir uns mit Freude an.

Amen.



Die selig gesprochenen Eltern der heiligen Thérèse von Lisieux sind ein Beispiel für ein heiligmäßiges Leben einer ganzen Familie.

„Wir sind für das Große geschaffen“

Erinnerungen an Papst Benedikt XVI., drei Jahre nach seinem Rücktritt

Am 11. Februar sind es drei Jahre, dass Papst Benedikt XVI. für viele völlig überraschend seinen Rücktritt zum 28. Februar 2013 ankündigte. Seitdem lebt er als Papst emeritus zumeist zurückgezogen im ehemaligen Kloster „Domus ecclesiae“ auf dem Territorium des Vatikans.

Selten kommt es zu öffentlichen Auftritten – so zum Beispiel am 8. Dezember des vergangenen Jahres, als er die heilige Pforte hinter Papst Franziskus nach der Eröffnung des Heiligen Jahrs der Barmherzigkeit durchschritt und auch etwas später, als er die Delegation traf, die aus Bayern den Christbaum für Papst Franziskus brachte. Auf dem Videportal „kathtube“ (www.kathtube.com/player.php?id=39309) befindet sich dazu ein Film, durch den die sehr persönlichen und herzlichen Dankesworte von Papst Benedikt vermittelt werden.

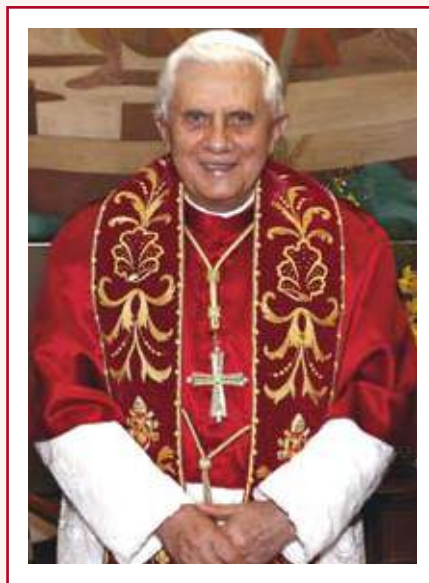
Der Papst emeritus weist vor allem auf die Freundschaft mit Gott hin. Gott will unser Freund sein, und er lädt uns dazu ein, auch seine Freunde zu werden. Als ich mir das Kurzvideo anschaute und mir weitere Aussagen und auch Haltungen des Papstes in den Sinn kamen, wurde mir deutlich, dass diese Rede von der Freundschaft zu Gott ganz zentral für Benedikt XVI. ist.

Nicht zuletzt erinnerte ich mich an ein entscheidendes Wort zum Wesen des christlichen Glaubens, das mein ehemaliger Dogmatik- und Fundamentaltheologieprofessor Viktor Hahn aus dem Redemptoristenorden, der der erste Doktorand von Joseph Ratzinger war, uns (den Studenten) ans Herz legte. Er machte deutlich, dass die zentrale Aussage unseres Bekenntnisses der Satz ist: „Ich glaube dir, (Gott,) dass du mich liebst.“

„Ich glaube dir, dass du mich liebst“, lässt sich ganz besonders aus den großen Reden Jesu, die uns das

Johannesevangelium überliefert – vor allem den Abschiedsreden, die Jesus vor seiner Passion hält erschließen. Der Apostel Johannes war schließlich derjenige, in dem dieses Bekenntnis zur Gottesliebe so konkret wurde, dass er als der Jünger gilt, der Jesus liebte.

Ich habe Papst Benedikt immer wieder als einen Hirten erlebt, der gerade auf diesen Johannes verweist und der schließlich auch die Theologie der Liebe aus den johanneischen Briefen aus dem Neuen Testament immer wieder aufgenommen hat – bis dahin, dass seine erste Enzyklika



ein Wort aus dem Ersten Johannesbrief zum Titel hat: „Deus caritas est – Gott ist Liebe“ (1Joh 4,16b).

Weiter heißt es im Text des Ersten Johannesbriefes: „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“ Das ist der Ruf zur Entscheidung, der nicht nur für Johannes, sondern auch für Papst Benedikt typisch ist. Christsein ruft immer wieder zur Entscheidung für Christus heraus – und mit dieser Forderung hat der emeritierte Papst sehr genau die Zei-

chen der Zeit gesehen: Das Christentum braucht heute mehr denn je die entschiedenen Gläubigen, die „Ja“ aus Überzeugung und auch aus Freude sagen, die deutlich machen, dass ihnen ohne die Christusbeziehung etwas fehlt.

Unvergessen bleiben mir die ersten Worte des neu gewählten Papstes an die deutschen Pilger: „Bequem sind die Wege des Herrn nicht, aber wir sind ja auch nicht für die Bequemlichkeit, sondern für das Große, für das Gute geschaffen.“ Und ich habe auch nie vergessen, mit welcher Freude, ja Enthusiasmus Benedikt XVI. das damals sagte. Ebenso glaube auch ich, dass dies das Geheimnis des erfüllten Glaubenslebens ist: auf das Große und Gute zu schauen. Und die Hirten, ja alle in der Verkündigung, sollten genau dazu ermutigen – aus der Freundschaft zu Christus sich auf das Große und Gute einzulassen, wozu wir geschaffen sind. Der Herr begleitet uns dabei und Papst Benedikt hat die Menschheit gerade auf diesem Weg begleitet, indem er zeigte: Schaut auf Christus und gestaltet aus seinem Geist die Welt und nicht dadurch, dass ihr Euch hier bequem einrichtet und den lieben Gott auch noch als Legitimation für Euer Verhalten missbraucht – nichts anderes meinte der Begriff der „Entweltlichung“ aus der Rede des Papstes bei seinem Besuch in Freiburg 2011.

Auf diesem Weg begleitet Benedikt XVI. die Christenheit auch heute – durch sein Gebet, durch seine wenigen Auftritte in der Öffentlichkeit, aber auch, wenn wir die Botschaften aus seinem Pontifikat oder auch seiner Kardinals-, Bischofs- und Professorenzeit lesen und hören. Ich selbst habe es nicht zuletzt Papst Benedikt XVI. zu verdanken, dass ich die Freundschaft zu Christus immer mehr als sinngebend für mein Leben erfahren kann. □

Warum wir Klarheit brauchen

Schon als das Abschlussdokument der Bischofssynode in Rom fertiggestellt war, haben verschiedene Medien, aber auch selbsternannte Gruppen „der Katholiken“ versucht, das Ergebnis vorwegzunehmen und in ihrem Sinne zu deuten. Sie wollten ihre Meinung und ihre Interpretationshoheit bestätigt sehen. Um jene geht es hier nicht. Vielmehr geht es um jene Katholiken, deren Treue zur Lehre der Kirche bzgl. Ehe und Familie außer Zweifel steht, die sich aber in der Bewertung des Abschlusspapiers deutlich unterscheiden. Ich greife zwei Stimmen heraus, nämlich die des Münchner Pastoraltheologen Prof. Dr. Andreas Wollbold einerseits und die von Frau Gabriele Kuby andererseits.

Im Interview mit der Zeitschrift *ACADEMIA* 6/2015 S. 75 sagt Andreas Wollbold: „Am Ende stand ein Dokument, das eindrucksvoll unter Beweis stellte, was das Zweite Vatikanische Konzil deutlich unterstrichen hat: Die Kollegialität der Bischöfe ... Sie haben niemandem nach dem Mund geredet ... Das Wehen des Heiligen Geistes war greifbar ... Darum ist es ein Konsensdokument. Konsens bedeutet, dass die überwiegende Mehrzahl der Bischöfe nach kontroversen Debatten ein gemeinsames Zeugnis für die Wahrheit des Evangeliums abgibt. Anders als viele Kommentatoren dies wiedergegeben haben, ist daran nichts bewusst schwammig formuliert. Gerade die umstrittensten Äußerungen zu den wiederverheirateten Geschiedenen

sind sehr klar und geben exakt die Linie wieder, die Johannes Paul II. vorgegeben hat. In der Substanz hat sich nichts geändert ... Es gibt kein Schisma, die Kirche ist nicht von ihrer Ordnung und Lehre abgewichen ... Langfristig wird die Kirche mit diesem Kurs ihre typische Weisheit und Gelassenheit im Umgang mit den menschlichen Irrungen wiederfinden: Im Grundsätzlichen klar, im Umgang mit den Betroffenen milde und beharrlich zugleich. Die Synodenväter haben die Realität von Familie sehr realistisch angeschaut. Eine Konsequenz ist die Ermutigung zu intensiver Ehevorbereitung und Formen des Ehecatechumenates“. Und auf die Frage „Wie geht es weiter?“ Wollbold: „Eine Sorge: bei den Aussagen zur Pastoral mit wiederverheirateten Geschiedenen finden sich einige Wendungen, die man als Gummiparagraphen verstehen könnte. Die Aufforderung zur Seelsorge im Forum-Internum und zur Suche nach dem persönlichen Weg könnte völlig missverstanden werden. Ein Paar könnte sagen: Wir sind mit Gott im Reinen, wir sehen da kein Problem. Der Priester könnte ihm bestätigen: Die Kirche ist zwar noch nicht so weit, aber ich habe Verständnis. Ein fortschrittlicher Bischof könnte eine solche Praxis dulden oder sogar ermutigen. Das hieße, den Willen der Synode ins Gegenteil verkehren. Sie hat klargestellt, dass die Grundsätze zur Wiederheirat und

zur Zulassung zur Kommunion die Grundlage für alle Seelsorge bilden. Wer sich davon dispensiert, dispensiert sich von der Kirche!“ Wollbold kommt also insgesamt zu einer positiven Bewertung des Abschlussdokuments der Bischofssynode. Anders Gabriele Kuby. Gabriele Kuby kommt in ihrem Beitrag „Glanz der Wahrheit“ in Kirche heute 12/2015 S. 8-9 zu einer anderen Schlussfolgerung. Gabriele Kuby legt zunächst die biblische Botschaft von Genesis (1,26-28) dar, wonach der Mensch als Abbild Gottes, als Mann und Frau geschaffen, zur gegenseitigen Ergänzung bestimmt und zur Fruchtbarkeit berufen ist.

Gabriele Kuby moniert, dass auf der Synode „Themen ins Zentrum gerückt wurden, die weniger die Familien betreffen als jene, die in irregulären Beziehungen leben: Die Zulassung von wiederverheirateten Geschiedenen zur Kommunion (und Beichte), die Haltung der Kirche zu Menschen mit homosexueller Neigung und zu jenen, die in außerehelichen Beziehungen leben. Diese Themen eigneten sich als Hebel zur Veränderung des katholischen Eheverständnisses“. Gabriele Kuby fragt: „Was sind die Strategien, die Lehre dennoch an entscheidenden Punkten

Bischofssynode: Konsens statt Kompromiss

Prof. Dr. Andreas Wollbold: „Die Kirche ist bei ihrer Lehre geblieben“



Der Münchner Pastoraltheologe Prof. Dr. Andreas Wollbold ordnet das Abschlussdokument der Bischofssynode vom Oktober ein. Die Kirche sei immer für eine Überraschung gut, sagt er im Interview mit Prof. Dr. Veit

Wie bewerten Sie das Abschlussdokument?

Ein fortschrittlicher Bischof könnte eine solche Praxis dulden oder sogar ermutigen. Das hieße, den Willen der Synode ins Gegenteil



■ Gabriele Kuby sieht Bestrebungen, die Lehre der Kirche über Ehen und Familie an entscheidenden Punkten der Zeit anzupassen. Dies sollte gelingen, ohne dass es dabei zu einer Rebellion oder zu einem Schisma komme. Doch am Wort Gottes könne nicht so leicht gerüttelt werden. Dank derer, die auf der Bischofssynode für die Wahrheit des Evangeliums gekämpft hätten, sei Schlimmeres verhindert worden. Ohne sie wäre die Kirche vom Mainstream mitgerissen worden.

Von Gabriele Kuby

das Verhältnis Gottes zu den Menschen. Die Bibel beginnt mit dem Menschenpaar Adam und Eva und endet mit der Hochzeit

der Zeit anzupassen, ohne dass es zur Spaltung kommt?“ Gabriele Kuby führt für die von ihr angenommene Strategie zwei Punkte an: Erstens das Gesetz der Gradualität: „Um das absolute Gebot Jesu von der Unauflöslichkeit der vor Gott geschlossenen sakramentalen Ehe (Mk. 10 11-12; Mt. 5,31-32) zu relativieren, wurde das ‚Gesetz der Gradualität‘ in Anspruch genommen. Danach sei der Mensch nur schrittweise fähig, dem moralischen Gesetz zu gehorchen, und folglich könne von ihm auch nicht verlangt werden, sich den Geboten Gottes zu fügen, wenn er noch nicht reif genug dafür sei ... So wird begründet, dass die Pastoral von der Lehre der Kirche abweichen dürfe“. Gabriele Kuby zitiert Joh. Paul II. mit Familiaris Consortio von 1981 (Nr. 34), wonach das „Gesetz der Gradualität“ das Gebot Christi nicht aushebeln kann.

Die zweite Strategie, um die kirchliche Lehre den Forderungen der Zeit anzupassen, sieht Frau Kuby in einer Strategie der „Wahrheit und

Barmherzigkeit“. Konkret: „Um die absoluten moralischen Gebote zu relativieren, wird die Barmherzigkeit gegen die Wahrheit ausgespielt. Wahrheit und Barmherzigkeit können aber nur gemeinsam existieren“. In ihrer abschließenden Bewertung sagt Gabriele Kuby: „Es scheint, als hätten bei dieser Synode alle gewonnen. In Wirklichkeit haben alle verloren, am meisten die Kirche. Sie spricht nicht mehr mit klarer, eindeutiger Stimme. Wir hören viel Wahres, aber auch viel Ambivalentes, was oft zurechtgerückt werden muss und unterschiedlich interpretiert werden kann“.

Es kann nicht gut sein, wenn zwei Persönlichkeiten der Kirche, die mit ihrer Stimme viele Katholiken erreichen und ihre Meinung beeinflussen, über das Ergebnis des Abschlussdokumentes der Bischofssynode zu so unterschiedlichen Bewertungen kommen. Katholiken, die auf die Stimme der Kirche hören wollen, brauchen klare, eindeutige Aussagen. Sie kann nur Papst Franziskus liefern. □

Liebe Pfarrangehörige und Freunde der Münchner Peterskirche,

die Chance der „Geburt eines neuen Deutschland“ sieht Katrin Göring-Eckhard, Spitzenpolitikerin der Grünen, und deutet laut Bericht des Münchner Merkur vom 10.09.2015 die Ereignisse der letzten Wochen mit der Ankunft hunderttausender Flüchtlinge in Deutschland als „Zeitenwende“.

Auch der CSU-Spitzenpolitiker Markus Söder spricht in einem Interview des Münchner Merkur vom 11.09.2015 davon, dass sich Deutschland und Bayern in diesen Tagen verändere und fügt an, diese Veränderung sei „grundlegender, als wir es im Moment vermuten.“

Veränderungen bergen in der Tat Chancen, aber auch Risiken in sich, sagt der gesunde Menschenverstand. Bei nüchterner Betrachtungsweise lassen sich solche durch die Entwicklungen der letzten Wochen bedingten Risiken nicht einfach wegdiskutieren. Man kann Markus Söder wohl kaum widersprechen, wenn er schlussfolgert: „Die Vernunft sagt, dass dies langfristig Folgen haben wird.“ Und er fügt an: „Wenn in diesem Jahr mehr Menschen zuwandern, als hier geboren werden, wirkt sich das auf die kulturelle Statik einer Gesellschaft aus.“

Wir erleben schon seit vielen Jahren und Jahrzehnten einen ungeheuren geschichtlichen Wandel in vielen Bereichen, von dem wir nicht wissen, wohin er uns führen und welche Auswirkungen er auf uns und unser Leben haben wird. Es ist ein epochaler Umbruch in unserer Gesellschaft, der schon seit langem begonnen hat und den wir jetzt noch einmal durch neue Bedingtheiten und Faktoren beschleunigt erleben. All das hat natürlich nicht nur positive, sondern auch negative Aspekte und Auswirkungen, die wir im Moment oft nur erahnen bzw. über die wir nur in Vorhersagen spekulieren und mutmaßen können.

Wer hier im Zusammenhang etwa mit den Ereignissen der letzten Wochen Befürchtungen hat und äußert, darf nicht gleich als „unchristlich“ in die Ecke geschoben werden mit einem „Wir müssen allen helfen und jeder muss zu uns kommen dürfen und dann wird alles gut“.



Das Bild der Mutter Gottes als „Knotenlöserin“ wird in der Kirche St. Peter am Perlach in Augsburg sehr verehrt. Die hl. Maria wird als „Knotenlöserin“ in besonders schwierigen Fällen um ihre Fürbitte angerufen. Auch Papst Franziskus hat in früheren Jahren bei einem Deutschlandaufenthalt die Kirche am Perlach aufgesucht und eine Kopie der „Knotenlöserin“ mit nach Argentinien genommen.

Gebet: „Maria vom Knoten, der Knäuel bin ich. Nimm du mein verknotetes Lebensband in deine Hände und hilf mir, es zu glätten – langsam, zärtlich, geduldig – wie du. Geisterfüllte heilige Knotenlöserin, bitte für uns“.

Prälat Dr. Bertram Meier

Der epochale Wandel erinnert uns an den Auftrag, Christus zu verkünden

Für einen Christen, der im Glauben an Jesus Christus verwurzelt und mit Ihm verbunden ist, gibt es bei all den berechtigten und begründeten Befürchtungen im Blick auf die Zukunft jedoch keine „Heidenangst“, sondern stets die Grundperspektive „christlicher Hoffnung“.

Was sagt uns bei all dem der christliche Glaube an grundlegenden Wahrheiten und welche Perspektive eröffnet er uns?

Jahr für Jahr, im November, am letzten Sonntag des Kirchenjahres, feiern wir in allem Wandel der Zeiten und unseres Lebens das Christkönigsfest und damit Ihn, der im letzten Buch der Heiligen Schrift, der Offenbarung des Johannes, machtvoll verkündet: „Ich bin das Alpha und das Omega, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende“ (Offb 22,13).

Dieses Wort spricht der Herr auch immer wieder in die unterschiedlichsten weltgeschichtlichen Situationen hinein und sagt es auch uns immer wieder zu in den Ereignissen unserer eigenen Lebensgeschichte.

Im Lichte der zentralen Stellung Christi und Seiner alles überragenden Bedeutung, so lehrt auch das II. Vatikanische Konzil in „Gaudium et spes“, ist demnach alles zu interpretieren. Von Ihm ist alles zu erwarten und zu erhoffen. Ohne Ihn oder gegen Ihn hat nichts Bestand und führt nichts in eine gute Zukunft. Von Ihm und Seiner Bedeutung her ist die Situation des zeitgenössischen Menschen zu betrachten und zu deuten, seine Berufung und Würde wie auch seine verschiedenen Lebensbereiche: Familie, Kultur, Wirtschaft, Politik, internationale Gemeinschaft. Und damit verbunden ist auch der Auftrag der Kirche und aller Christen in der Kirche: Christus zu verkünden und zu bezeugen, damit der Mensch seine ihm von Gott, dem Schöpfer, gegebene Berufung in Fülle verwirklichen kann und damit auch selbst zur Fülle des Lebens findet. Damit ist auch ausgesagt, wie ein Christ

in den Veränderungen und Umbrüchen der Geschichte und seines Lebens im Blick auf Jesus Christus immer wieder neu nach seiner Berufung fragen muss, am Aufbau des Reiches der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens mitzuwirken, das Jesus Christus errichten wird. Jeder Christ ist in Taufe und Firmung berufen und befähigt, in diesem Sinne sein eigenes Leben und das Zusammenleben

Taufe und Firmung empfängt: Jesus Christus und Sein Evangelium zu verkünden und Ihn in Worten und Taten der Liebe zu bezeugen als den „Herrn der Geschichte“, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden, als den Einen, der die Zeiten wendet – in unserer Welt und in unserem Leben, als den Einen, von dem alles kommt und zu dem alles führt, als den Einen, dessen Reich der Liebe, der Gerech-



Ein nigerianischer Geschäftsmann hat eine Christusstatue, 8,5 m hoch, aus Marmor gestiftet. Er hat damit ein Versprechen eingelöst und will mit diesem unübersehbaren Zeichen in dem von Islamisten bedrohten Staat ein Zeichen für den christlichen Glauben setzen. Bischof Augustine Ukwuoma segnete die Statue nach einem festlichen Gottesdienst in der St.-Aloysius-Kirche in Abuja, auf deren Grundstück das Monument steht.

mit anderen zu gestalten. Die jeweils konkrete Verwirklichung dieser Berufung kann jedoch nur erkannt oder manchmal auch nur erahnt werden in einem Suchen und Fragen, das alle Aspekte menschlicher Verantwortung beinhaltet und auf staatlicher und gesellschaftlicher Ebene auch politisch kontrovers diskutiert werden kann und darf. Einfache Antworten und Patentrezepte, was ein Christ zu tun hat, gibt es hier einfach nicht und können auch kirchlich nicht einfach verordnet werden. Grundlegend ist und bleibt dabei der Auftrag, den jeder Christ in

tigkeit und des Friedens gegen alle Widerstände des Bösen kommen wird und der uns dabei beruft zur Teilhabe und zur Mitwirkung. Notwendig und unabdingbar ist bei all dem und gerade jetzt wieder unser inniges Gebet und unser geradezu flehentliches Bitten: In allem Wandel von Zeit und Geschichte und in aller Bedrängnis und Gefährdung des irdischen Daseins gebe der Herr uns die Kraft Seines Geistes und die Fülle Seiner Gaben für unseren Auftrag als Christen in Gegenwart und Zukunft und stärke in uns Glaube, Hoffnung und Liebe. □

„Die Realität in Betracht ziehen“

Prager Erzbischof weist Kritik zurück

Der Ansturm der Flüchtlinge auf die Länder der Europäischen Union und die unterschiedliche Aufnahmebereitschaft haben zu einer erheblichen Kritik vor allem gegenüber osteuropäischen Ländern geführt. Wir möchten hier den Kritisierten in der Person des Prager Erzbischofs Jarešlav Duka eine Stimme geben.

Prag (kath.net/KAP) Der tschechische Kardinal Dominik Duka hat in einem Weihnachtsinterview mit der slowakischen Tageszeitung „Dennik N“ zur aktuellen Flüchtlingsthematik Stellung genommen. Der Prager Erzbischof und Vorsitzende der Tschechischen Bischofskonferenz setzte darin deutlich andere Akzente als Kardinal Christoph Schönborn, der vor Weihnachten in einem Gespräch mit dem Pressburger Magazin „Tyzden“ und in einer Stellungnahme in der „Kronenzeitung“ Kritik an jenen EU-Ostländern geübt hatte, die sich gegen die Aufnahme von Flüchtlingen stellen und europäische Solidarität eingemahnt hatte.

„Mitgefühl und Emotion ohne vernünftiges Verhalten führen in die Hölle“, sagte Duka in dem Interview. In dieser „Flüchtlingsschwelle ohne jede Kontrolle, in der die dazu verpflichteten Staaten völlig versagt“ hätten, müsse sorgfältig geprüft werden, „wer tatsächlich hilfsbedürftig und im Leben bedroht ist oder wer auch eine bestimmte andere Mission erfüllt“, so der böhmische Primas, der

wie Kardinal Schönborn dem Dominikanerorden angehört. Die Flüchtlingswelle bediene bekanntermaßen „auch bestimmte Pläne und Programme der Dschihadisten“.

Da es sich aktuell um eine Vertreibungswelle handle, die mit der Vertreibung der Armenier aus dem Osmanischen Reich vor 100 Jahren begonnen habe, sei man in Tschechien „in erster Linie darauf vorbereitet christliche Flüchtlinge aufzunehmen, weil Christen in diesen Ländern permanent verfolgt und von niemand anderem unterstützt werden“, führte Duka aus. Man könne „auch nicht einen einzigen Flüchtling aufnehmen, ohne dass dieser einen Überprüfungsprozess durchlaufen hat, den der Staat anbietet und sicherstellt“.

Rufe man den Flüchtlingen zu „Kommt und nehmt“, müsse man auch etwas anzubieten haben. Faktisch aber verfüge Tschechien weder über genügend Lehrer noch ausreichend Dolmetscher. Außerdem hätten die Flüchtlinge keinerlei Interesse, nach Tschechien, in die Slowakei oder nach Ungarn einzuwandern, meinte der Prager Kardinal. Die Kirche sei sich daher mit der Regierung einig, dass der Prozess „komplex und in internationaler Zusammenarbeit erfolgen muss“. Weder alle, noch niemanden aufzunehmen sei richtig, vielmehr müsse man einen kühlen Kopf bewahren und „rational vorgehen“, sagte Duka, und hinterfragte die EU-Quoten zur Aufteilung der Flüchtlinge auf die EU-Staaten. Man schaffe jetzt Quoten, aber „wohin dann mit jenen, die wir nicht werden haben wollen?“, so der Kardinal.

Der Prager Erzbischof berief sich zudem auf den früheren Staatspräsidenten Vaclav Havel (1936-2011). Dieser habe während des Balkankon-

flikts in den 1990er-Jahren erklärt, alle Flüchtlinge könne man „wirklich nicht aufnehmen“, so Kardinal Duka, der mit dem einstigen Mitgefangenen und späteren Präsidenten bis zu dessen Lebensende freundschaftlich verbunden war. Und auch Papst Franziskus habe einige Wochen nach seinem spektakulären Besuch auf der Flüchtlingsinsel Lampedusa gesagt, dass man nach den geltenden Gesetzen vorgehen müsse, damit nicht eintritt, was in den 1970er- und 1980er-Jahren durch die italienischen Brigade Rosse, die deutsche Rote-Armee-Fraktion, die baskische ETA und in Libyen passiert sei, das „ein Hauptzentrum des Terrorismus war“.

Die kommunistische Tschechoslowakei trage am Konflikt im Nahen Osten eine Mitschuld, da sie in die heute von Bürgerkriegen erschütterten Staaten Waffen exportiert habe.



Dominik Jaroslav Kardinal Duka OP



Der Massenexodus aus dem Nahen Osten und aus Afrika kommt einer Völkerwanderung gleich und hält an: „Erst 10% der in Syrien und im Irak ausgelösten Flutwelle ist bei uns angekommen. Die größte Fluchtbewegung steht uns noch bevor“ (Entwicklungshilfeminister Gerd Müller). Acht bis Zehn Millionen Menschen sind noch unterwegs.

Seit der Samtenen Revolution von 1989 hingegen habe allein Tschechien eine halbe Million Flüchtlinge aufgenommen, vorzugsweise aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion und Vietnam sowie „eine große Menge slowakischer Roma“. Dieser Zuwachs sei durchaus mit jenem in den westeuropäischen Ländern vergleichbar, so Kardinal Duka zu den Vorwürfen, die Länder der „Visegrad-Vier“ (Ungarn, Slowakei, Polen, Tschechien) machten es sich zu leicht und hätten vergessen, wie viele Flüchtlinge der Westen aus ihnen zur Zeit des Kommunismus aufgenommen hätten.

Zu seinen Kontakten mit islamischen Religionsführern befragt, führte der Prager Erzbischof aus, er habe gleich nach seinem Amtsantritt im Jahr 2010 einen Vertreter der Prager muslimischen Gemeinde empfangen und diesem mit einiger Mühe eine Verurteilung terroristischer Anschläge abgerungen. Bald danach habe das Tschechische Fernsehen denselben Mann in einer mit verdeckter Kamera aufgenommenen Szene in einem Gebetsaal gezeigt, wie er die angesprochenen Attacken rühmte. Daher identifiziere er sich „völlig mit jenen, die die Moslems verdächtigen, Beileid nur aus Selbstverteidigung zu bekunden“. Aus dreimaliger Lektüre

des Korans wisse er, „dass ein gläubiger Moslem nicht verpflichtet ist, mir gegenüber sein Wort zu halten“.

Skepsis äußerte Kardinal Duka auch bezüglich des Zusammenlebens verschiedener Religionen auf einem Territorium. „Theoretisch“ sei alles möglich, aber man müsse die Realität in Betracht nehmen. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil seien 50 Jahre verstrichen und in akademischen Räumen werde ein Dialog geführt, doch in Wirklichkeit habe sich „das Zusammenleben in den Ländern des Nahen Ostens radikal verschlechtert“. Der interviewenden Journalistin empfahl Duka wörtlich: „Liebe Dame, fahren Sie nach Saudi Arabien und verbringen Sie dort einen Monat. Und dann kommen Sie zurück.“ Auch wenn der Gott von Juden, Christen und Moslems ein einziger sei, bestehe zwischen den Normen des Zusammenlebens nach den Zehn Geboten und dem Koran ein grundlegender Unterschied, der auch durch Gräueltaten der Christen nicht aufgehoben sei.

So wie Kardinal Schönborn in seinem „Tyzden“-Interview, ließ auch Duka seine familiäre Betroffenheit in die Debatte einfließen. Sein Vater sei aus Hitlers „Protektorat Böhmen und Mähren“ geflüchtet, um sich als

Widerstandskämpfer für die Freiheit und Wiederherstellung der Demokratie einzusetzen. Er habe an die Tür der Schweiz geklopft und das Misstrauen der Eidgenossen über sich ergehen lassen. „Ohne Eingreifen der Londoner Exilregierung wäre das wohl schlecht ausgegangen“, berichtete der Kardinal aus der Biografie seines Vaters. Und als die Soldaten schließlich in England angekommen seien, hätten sie es sich dort nicht gut gehen lassen, sondern seien sofort für minimalen Sold in die britische Armee eingetreten, um an der Seite der Alliierten ihre Heimat zu befreien.

Der Vorsitzende der Tschechischen Bischofskonferenz schließt daraus, dass alles daran gesetzt werden müsse, die Ursachen des Konflikts im Nahen Osten zu beseitigen. Deshalb habe auch Papst Franziskus zuallererst die Parole ausgegeben „Stopp der Aggression“, danach den vatikanischen Kardinal-Staatssekretär Pietro Parolin zur UNO nach New York geschickt, um dort eine militärische Friedensmission einzufordern, sowie Hilfe an Ort und Stelle verlangt. Erst an vierter Stelle habe der Papst schließlich auch Hilfe für die Flüchtlinge verlangt. □

Copyright 2015 Katholische Presseagentur KATHYPRESS, Wien, Österreich

Den Teufelskreis von Gewalt und Gegengewalt durchbrechen!

Mir ist bewusst, dass sich über das Thema der Feindesliebe leichter schreiben lässt, als es in die Tat umzusetzen. Aber ohne ein gründliches Wissen lässt sich dieses Gebot Jesu kaum umsetzen. Befragen wir deshalb die Heilige Schrift und bitten wir Jesus um seine Gnade, damit wir das Gebot der Feindesliebe in unserem Herzen annehmen und dann auch leben können. Jesus weiß genau, was in uns Menschen vorgeht und er verlangt nichts von uns, was er uns nicht vorgelebt und wozu er uns nicht seine Hilfe gibt.

Im November 1949 sagte Robert Schumann vor der französischen Nationalversammlung: „Wenn ich an dieser Stelle als französischer Außenminister stehe, dann nur deshalb, weil jemand von der Ostgrenze des Landes gebraucht wurde, der versucht, dass die so genannten Erzfeinde Frankreich und Deutschland, die sich so oft zerfleischt haben, in Zukunft miteinander in Frieden leben“

Der heilige Johannes schreibt „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott bleibt in ihm“ (1 Joh 4,16). Jesus fordert deshalb von uns die Gottes- und die Nächstenliebe: „Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit all deinen Gedanken und all deiner Kraft (Dtn 6,4f). Als zweites kommt hinzu: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst (Lev 19,18). Kein anderes Gebot ist größer als diese beiden“ (Mk 12,30f). „An diesen bei-

den Geboten hängt das Gesetz samt den Propheten“ (Mt 22,40).

Wer unser Nächster ist, macht uns Jesus im Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10,29-37) deutlich: Eben die Person, die gerade unsere Hilfe nötig hat. Dabei bleibt der Herr aber nicht stehen, der sein Leben hingibt als Sühnopfer für die Vielen (Mk 10,45; Joh 15,13). Er bittet sogar beim Vater für seine Henker und damit auch für uns alle, die wir ihn durch unsere Sünden an das Kreuz gebracht haben, um Vergebung: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ (Lk 24,34). Mit dieser Vergebungsbitte lebt uns Jesus die Feindesliebe vor, die er in der Bergpredigt verkündet: „Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters im Himmel werdet; denn er lässt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten, und er lässt regnen über Gerechte und Ungerechte. Wenn ihr nämlich nur die liebt, die euch lieben, welchen Lohn könnt ihr dafür erwarten? Tun das nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr nur eure Brüder grüßt, was tut ihr damit Besonderes? Tun das nicht auch die Heiden. Ihr sollt vollkommen sein, wie es auch euer himmlischer Vater ist“ (Mt 5,43-48).

Jesus verlangt von uns, für unsere Feinde zu beten, sie zu segnen und auch denen Gutes zu tun, von denen wir nichts erwarten können, dann wird unser Lohn im Himmel groß sein (Lk 6,27.30.35). Wenn der Herr sogar erwartet, dass wir demjenigen auch die linke Wange hinhalten, der uns auf die rechte Wange geschlagen hat (Lk 6,29), ist damit nicht gemeint, dass wir uns weiter willenlos verprügeln lassen, sondern den Teufelskreis von Gewalt und Gegengewalt durchbre-

chen sollen. Zudem offenbart diese Haltung dem Schläger den fehlenden Respekt. Jesus wird vor dem Hohen Rat geschlagen und stellt dem unverschämten Täter die Frage, warum er ihn schlage (Joh 18,23), schlägt aber nicht zurück und zeigt dem Schläger so seine Grenzen auf.

Seine grenzenlose Liebe auch für seine Feinde beweist Jesus durch sein Kreuzesopfer und ebenso die Märtyrer durch ihr Sterben (Eph 2,13f). Auch Stephanus betet für seine Mörder mit den Worten „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an“ (Apg 7,60). Dieses liebende Gebet war sicher nicht ohne Wirkung für die von Jesus bewirkte Bekehrung des Saulus zum Paulus. Immer wieder müssen wir bedenken, dass wir Liebe nicht mit irgendwelchen schönen Gefühlen gleichsetzen dürfen. Die Liebe zeigt sich in erster Linie in unseren Taten, was uns besonders bei der Feindesliebe weiterhelfen wird. Wenn Gott uns dabei auch noch Zufriedenheit und Freude schenkt, was er gerne tut, steigert sich unser Glück. Klammern wir uns aber nicht an die Gefühle, sondern schreiten wir mit der Gnade Gottes, ohne die wir nicht die von uns geforderte Liebe leben können, zur Tat. Beginnen wir damit im Gebet. Gott besiegt das Böse durch das Gute (Röm 12,21), er will die Feindschaften durch Güte überwinden und so den Kreis des Bösen unterbrechen. Gott, unser Schöpfer (Mt 5,44), ist gütig (Lk 6,35), vollkommen (Mt 5,48) und barmherzig (Lk 6,36). Die Bereitschaft des Vergebens spielt bei Gott eine zentrale Rolle. Er kann uns nicht vergeben, wenn wir nicht unseren Mitmenschen vergeben, da es uns in diesem Fall an der Reue und dem Willen zur Umkehr fehlt. Deshalb beten wir auch im Vater unser: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern (Mt 6,12).

Wir kennen alle das Gleichnis von den beiden Schuldnern (Mt 18,23-35), das uns diesen Sachverhalt näher bringen will. Der Herr erlässt demjenigen, der ihm 10.000 Talente, also eine unvorstellbare große Summe schuldet, diesen Betrag. Dieser aber ist nicht in der Lage, seinem Mitknecht 100 Denare zu schenken und Erbarmen mit ihm zu haben. Wenn wir ganz ehrlich mit uns sind, handeln wir oft ähnlich an unseren Mitmenschen. Gott erlässt uns unsere Schuld in der heiligen Beichte und wir denken und reden schlecht über unsere Mitmenschen oder sind hartherzig. Es liegt an uns, erst unseren Balken aus unserem Auge zu ziehen, bevor wir uns um den Splitter des Nächsten kümmern (Mt 7,3).

Natürlich gibt es auch eine Ordnung in der Liebe: Gott geht über alles! Paulus mahnt uns, allen Menschen Gutes zu tun, vorzüglich aber unseren Glaubensgenossen (Gal 6,10). Damit ist kein Mensch ausgeschlossen – auch nicht die Armen Seelen, für die wir beten sollen (2 Makk 12,45).

Werfen wir noch einen Blick in das Alte Testament, wo uns das Gebot der Gottes- (Dtn 6,4f), Nächsten- (Lev 19,18) und Feindesliebe auch schon von Gott vorgestellt wird. Man soll die Fremden nicht unterdrücken, sondern als Einheimische behandeln (Lev 19,17f.33f; Dtn 10,19) und Feindschaften beenden (Sir 28,6f), die Feinde speisen (Spr 25,21), sie nicht schadenfroh behandeln (Spr 24,17) und ihnen ihr Eigentum zurückerstatten (Ex 23,4f). Deuteronomium 32,35 wendet sich gegen die Rache und in 4 Makkabäer 2,14 wird die Feindesliebe im Krieg gefordert. Die Kombination dieser Stellen ergibt, dass man nicht nur mit feindlichen Volksgenossen den Frieden suchen soll, sondern mit allen Feinden. Exodus 23,24 (Aug um Aug, Zahn um Zahn) schützt die Täter im Sinn der ausgleichenden Gerechtigkeit vor unbarmherziger Vergeltung, was Jesus in der Bergpredigt aufgreift und zu seinem umfassenden Gebot der Feindesliebe ausbaut, das schon im Alten Testament – wie wir gesehen haben – grundgelegt wurde. Jesus erfüllt durch sein Leben die 10 Gebote, die er in der Bergpredigt verdeutlicht und präzisiert.

Nehmen wir immer wieder neu unser Kreuz in der Nachfolge Jesu



Aber sie konnten der Weisheit und dem Geist, mit dem er sprach, nicht widerstehen. Als sie seine Rede hörten, waren sie aufs äußerste über ihn empört und knirschten mit den Zähnen. Er aber, erfüllt vom Heiligen Geist, blickte zum Himmel empor, sah die Herrlichkeit Gottes und Jesus zur Rechten Gottes stehen und rief: Ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen. Da erhoben sie ein lautes Geschrei, hielten sich die Ohren zu, stürmten gemeinsam auf ihn los, trieben ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn. Die Zeugen legten ihre Kleider zu Füßen eines jungen Mannes nieder, der Saulus hieß. So steinigten sie Stephanus; er aber betete und rief: Herr Jesus, nimm meinen Geist auf! Dann sank er in die Knie und schrie laut: Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an! Nach diesen Worten starb er (Apg 7, 54-60).

Christi auf uns. Geben wir nicht auf, nutzen wir die Schätze, die uns Jesus schenken will, bitten wir ihn darum auch für unsere Mitmenschen, nicht nur für uns selbst. Denken wir daran, unsere Seele immer wieder in der heiligen Beichte von Jesus reinigen zu lassen. Bitten wir die Gottesmutter um ihre Hilfe, die ihre Liebe besonders unter dem Kreuz ihres Sohnes unter Beweis gestellt hat:

Maria, drück die Wunden, die dein Sohn am Kreuz empfunden, tief in unsere Seelen ein. Jesus, sanftmütig und demütig von Herzen, bilde unser Herz nach deinem Herzen. □

Wertvolle Anregungen bietet der Artikel von Karl Hörmann, Feindesliebe, in: Lexikon der christlichen Moral 1976, 460-462) und diverse im Internet unter dem Stichwort Feindesliebe zu findenden Abhandlungen von Thomas Söding.

Eduard Werner:

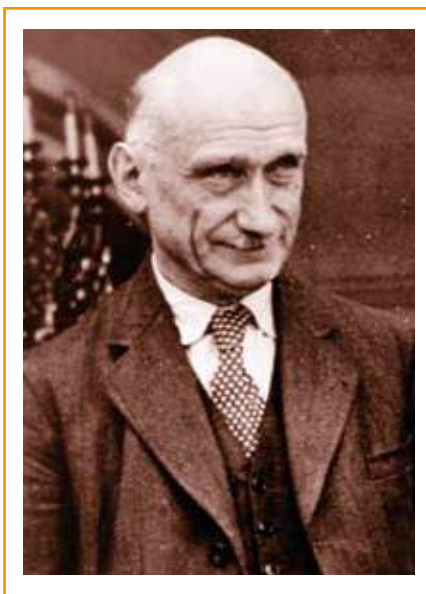
Reformer und Wegbereiter in der Kirche

Robert Schuman

Auf der Suche nach Vertrauen erweckenden Reformern und Wegbereitern stößt man unweigerlich auf Robert Schumann. Er wurde 1886 in Luxemburg geboren. Als Heimat betrachtete er aber darüber hinaus auch das zweisprachige Lothringen, aus dem sein Vater stammte. Nach seiner Schulzeit in Luxemburg legte er in Metz die Reifeprüfung ab, um in Deutschland Jura studieren zu können. Seine Ausbildungsorte waren Bonn, München, Berlin und Straßburg.

In dieser Zeit schloss sich Schuman dem „Wissenschaftlichen Katholischen Studentenverband Unitas“ an. Freundschaft mit Gleichgesinnten war ihm wichtig. Während des Referendariats traf ihn ein schwerer Schicksalsschlag. Seine Mutter verunglückte tödlich, was den sensiblen Sohn sehr erschütterte. Er wollte daraufhin in ein Kloster eintreten. Doch sein Freund Heinrich Eschbach riet ihm davon ab. „Dein Platz ist in der Welt! Auch dort kannst Du Gott und den Menschen dienen. In unserer Gesellschaft ist das Laienapostolat eine dringende Notwendigkeit. Die Heiligen der Zukunft tragen zivil.“ Von da an arbeitete Schuman für Menschen und für Aufgaben, für die er dringend gebraucht wurde – als hilfsbereiter Rechtsanwalt in Metz und als ehrenamtlicher Organisator des Deutschen Katholikentages 1913 in Metz. Schon früh schloss er sich der damaligen katholischen Reformbewegung an, die in Maria Laach, in Metz und in Löwen Stützpunkte hatte. Es folgte eine starke Hinwendung

zu den Sakramenten, wozu auch die regelmäßige Beichte und der tägliche Messbesuch gehörten. Nach dem Ersten Weltkrieg trat wieder eine Wende im Leben von Robert Schuman ein. Er wurde Franzose. Mit der Rückgliederung von Elsaß-Lothringen an Frankreich kam dort auch die „laïcité“, die totale Trennung von Kirche und Staat. Schuman setzte vor dem



französischen Verfassungsgericht die Fortgeltung des Konkordats durch, das noch von Napoleon abgeschlossen worden war. Vor allem in der Schulgesetzgebung und in der Sozialgesetzgebung stieg der Bedarf an Fachjuristen. Mit einer mönchischen Lebensweise widmete er sich konsequent der Politik als Abgeordneter, als Minister und später auch als Ministerpräsident Frankreichs. Dabei wollte er nichts für sich persönlich

erreichen. Vielmehr verstand er sich als Werkzeug Gottes. Und als solches sah er gewaltige Aufgaben vor sich. Nach drei aufeinander folgenden Kriegen herrschte zwischen Deutschland und Frankreich ein Hass, den sich heute niemand mehr vorstellen kann. Es war zunächst allein Robert Schuman, der frei von Hass auf den innenpolitischen Gegner und auch auf den außenpolitischen Gegner zugeht und ihnen unvoreingenommen die Hand reichte. Beleidigungen ertrug er klaglos, weil er auch im Gegner den Bruder in Christus sah. Das war zunächst sehr ungewöhnlich, aber schließlich doch entwaffnend und überzeugend. Schuman wurde Abgeordneter für den Wahlkreis Metz und blieb es 43 Jahre lang. 1947 entging Frankreich nur knapp einer kommunistischen Machtergreifung infolge eines von Moskau aus gesteuerten Generalstreiks. Schuman behielt dank seines Gottvertrauens auch in diesem Fall die Nerven. In den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts erweckte er zusammen mit Adenauer und de Gasperi den Europa-Gedanken und er entwickelte die europäischen Verträge. Unsere Aufgabe ist es heute, den ursprünglichen Geist dieser Verträge wieder zu entdecken. Dabei könnte uns die Seligsprechung dieser großartigen Persönlichkeit helfen. Als Schuman 1963 starb, hielten ihn bereits Viele für einen Heiligen. Die Akten zur Seligsprechung liegen jetzt in Rom. Für die Seligsprechung fehlt nur noch ein Wunder. Das ist die vorgeschriebene Bestätigung des Himmels für ein heroisches Leben. □

Die Früchte des Heiligen Geistes

Friede und Geduld

Die Personifikation des Friedens steht auf einem Schild. Ihr zu Füßen liegen Teile einer Rüstung, ein Kanonenrohr und -kugeln. Einmal zeigt dies, dass der Krieg dem Frieden unterlegen ist. Es erinnert aber auch an die unterlegene menschliche Waffenrüstung. Um den Kampf gegen die „listigen Anschläge des Teufels“ (Eph 6,11) siegreich zu bestehen, muss man die Waffenrüstung Gottes anziehen. Dies ist der „Lendengürtel der Wahrheit“, der „Panzer der Gerechtigkeit“ (Eph 6,14), der „Schild des Glaubens“ (Eph 6,16), der „Helm des Heils“ und das „Schwert des Geistes“ (Eph 6,17). Die Beine müssen so gestieft sein, dass sie „für das Evangelium des Friedens“ eintreten (Eph 6,15).

Die Personifikation des Friedens hält einen Ölweig, das Symbol des Friedens, in ihrer Hand. Als nämlich Noah nach der Sintflut zum zweiten Mal eine Taube aus der Arche fliegen ließ, kehrte diese mit einem Ölweig im Schnabel zurück (Gen 8,11). Die Erde grünte also wieder, das Leben war zurück, es herrschte wieder Frieden. In der Antike trugen Besiegte, die um Frieden baten, Ölweige in den Händen.

Auf dem Haupt trägt die Personifikation des Friedens einen Lorbeerkranz. Diese Corona triumphalis trug im Römischen Reich der zurückkehrende siegreiche Feldherr. Hier trägt sie „Der Friede“, der über den Krieg gesiegt hat. Dieser Siegeskranz erinnert wieder an Paulus, der an Timotheus schreibt: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt; nun liegt mir bereit die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr, der gerechte Richter, geben wird an jenem Tage, nicht aber mir allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung lieben“ (2 Tim 4,7-8). Paulus mahnt: „Der Friede Gottes, der alles Verstehen übersteigt, bewahre eure Herzen“ (Phil 4,7).

Die Personifikation der Geduld kniet im Schatten des Friedens. Ihr linker Arm ist angekettet. Sie zerrt nicht an der Kette. Sie geduldet sich, wie es in der Bibel steht: „Wer aber ausharrt bis ans Ende, der wird gerettet werden“ (Mt 24,13). Mit ihrer rechten Hand weist sie auf ein grünendes Bäumchen jenseits der Mauer. Wenn man in dieser Mauer die Barriere des Todes erkennt, so ist das Bäumchen ein Symbol für den „Himmel“, auf welchen man geduldig und hoffend warten soll. Geduld hat nämlich auch etwas mit Hoffnung zu tun. Diese Deutung stützt sich auch auf den Text im unteren Teil des Bildes: „Dann die Gedult ist euch vonnöthen, auf dass ihr den Willen Gottes thut“ (Hebr 10,36). Und weiter schreibt Paulus: „Denn noch über eine kleine Weile, so wird kommen, der da kommen soll, und er bleibt nicht aus. Der Gerechte aber wird des Glaubens leben, Wer aber weichen wird, an dem wird meine Seele keinen Gefallen haben. Wir



aber sind nicht von denen, die da weichen und verdammt werden, sondern von denen, die da glauben und die Seele erretten.“ (Hebr 10, 37,38)

Die Geduld trägt ein Joch. Dieses drückt sie aber nicht nieder. Damit wird Mt 11, 29,30 illustriert: „Nehmt auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“

Die Personifikation stützt sich auf eine Kelter. Man kann hier an den frisch gekelterten Wein denken, welcher Geduld braucht, um zu reifen und so seine eigentliche Qualität zu erreichen. Man wird auch das Bild „Christus in der Kelter“ vor Augen haben, ein Bild für „Christus den Dulder“.

Alois Epple

Glück und Glaube

Wie das Christentum persönliche Erfüllung und Gemeinwohl verbindet

Um 350 vor Christus wirkte in Athen ein Philosoph namens Diogenes, der weniger wegen seiner Lehren, sondern mehr wegen seiner Lebensart unvergesslich in die Geschichte einging: Er lebte in einem Fass. Seine Lebensphilosophie besagte, wer nichts hat, dem kann auch nichts genommen werden und daher könne der Mensch nur als Besitzloser wunschlos glücklich sein. Diogenes war, was man heute einen komischen Kauz nennen würde und er wird zu recht nicht so ganz ernst genommen, jedenfalls nicht von der Glücksforschung. Denn die Frage des Glücks entscheidet sich nicht durch einen Zustand. Sie entscheidet sich in existenziellen Situationen, wie sie in Leiden, Schuld und Sterben gelebt werden.

Die australische Krankenschwester und Schriftstellerin Bonnie Ware, die viele Jahre sterbende Patienten betreute, schrieb ihre Erfahrungen im letzten Jahr in einem Buch nieder mit dem Titel: Die fünf Dinge, die Sterbende bereuen. Die Menschen würden in den letzten Wochen angesichts des sicheren Todes oft sehr weise, meint Bonnie Ware, sie selber habe gelernt, „niemals die Fähigkeiten des Menschen zu unterschätzen, über sich selbst hinauszuwachsen“. Nach Angst, Ärger, Wut und Reue und immer wieder dem Nein zum Tod folgte schließlich die Annahme des Unvermeidlichen und dann fanden sie, so die Palliativ-Krankenschwester, „alle ihren Frieden bevor sie gingen.“ Die fünf häufigsten Wünsche in diesen tief emotionalen Situationen vor dem Tod waren:

1. Oh, wenn ich doch den Mut gehabt hätte, mir selber treu zu sein im Leben, und nicht so zu leben, wie andere es von mir erwarteten. Das hätten die allermeisten beklagt. Der Blick zurück offenbare

ihnen, dass sie noch nicht einmal die Hälfte ihrer Träume und Sehnsüchte wegen falscher Entscheidungen realisiert hätten.

2. Oh, wenn ich doch nicht so hart gearbeitet hätte. Bei diesem Wunsch ging es den meisten nicht um die Arbeit selbst, sondern um die Zeit, die sie damit den geliebten Personen vorenthalten hätten. So hätten sie die Kindheit und Jugend ihrer Kinder verpasst und es versäumt, die Ehepartnerin durch das Leben zu begleiten. Der Wunsch wurde von fast allen Männern geäußert. Da es sich um Patienten früherer Generationen handelte, in denen die Frauen noch fast alle im Haushalt arbeiteten und nicht in einem Erwerbsberuf außer Haus, wurde dieser Wunsch von Frauen kaum geäußert.

3. Oh, wenn ich doch den Mut gehabt hätte, meine Gefühle auszusprechen. Viele Menschen würden ihre Gefühle unterdrücken, um den Hausfrieden nicht zu stören und so würden sie, so Bonnie Ware, sich mit einem mittelmäßigen Leben zufrieden geben und ihr wirkliches Lebenspotential nicht ausschöpfen. Zurück blieben Bitterkeit, Groll, Frust.

4. Oh, wenn ich doch mehr Zeit mit meinen alten Freunden verbracht hätte. Manchen sei es gelungen, alte Freunde noch ausfindig zu machen, aber die Hektik und Ansprüche des alltäglichen Lebens hätten so viel Zeit und Energie absorbiert, dass die alten, selbstlosen Freundschaften mit den Jahren verwelkten oder gar ganz in Vergessenheit gerieten.

5. Oh, wenn ich mir selber doch erlaubt hätte, glücklicher zu sein. Dies sei, so die schreibende Krankenschwester, „eine überra-

schende Feststellung bei fast allen Patienten. Vielen ist bis zum Lebensende nicht klar, dass Glück auch mit Willen zu tun hat, damit, dass man sich für das Glückseligsein entscheiden will. Sie bleiben in Gewohnheiten und alltäglichen Belastungen stecken. Die Angst vor Änderungen oder einem Wandel im Leben lähmt sie und führt dazu, dass sie sich an anderen orientieren, die zufrieden zu sein scheinen. Aber tief im Inneren sehnen sie sich danach, zu lachen und sich am Leben zu erfreuen, egal, was die anderen denken mögen“.

Im Angesicht des Todes lügt man nicht. Da fragt man nach der ganzen Wahrheit und die beginnt bei den Beziehungen des Menschen und endet bei der Frage nach der Identität. Nicht zufällig definiert die Kirche das Paradies mit dem Begriff der Identität, der völligen Übereinstimmung von Sollen und Sein, die der Mensch im Angesicht Gottes finde. Das ist das absolute Glück. Solange der Mensch aber lebe, lebe und definiere er sich durch seine Beziehungen. Die könne man sich, so der spanische Philosoph Rafael Alvira, in mindestens drei Kreisen vorstellen. Der erste Kreis ist die Beziehung zu Gott. Sie öffne die Tür zur Identität und dem vollkommenen Glück. Sören Kirkegaard nennt deshalb den Glauben die größte und tiefste Leidenschaft des Menschen. Der zweite Kreis bildet sich aus den Beziehungen in der eigenen Familie. Mit Eltern, Geschwistern, Frau/Mann und Kindern hat man die engsten und längsten Beziehungen, nach der Beziehung zu Gott, die ja von Ewigkeit her besteht. Der dritte Kreis sind die Freundschaften, die persönlichen, die beruflichen und eher sachgeleiteten Beziehungen. All diese Beziehungen machen Identität, Glück oder Unglück des Menschen aus. Wie man Beziehungen führt,

entscheidet über das Gelingen des Lebens. Deshalb ist zu Recht der klassische Begriff, den die Philosophie von früh an für das Gelingen des Lebens geprägt hat, der Begriff eudaimonia: Glück. Und deshalb gibt es auch, wie Manfred Lütz in seinem neuen Buch („Wie Sie unvermeidlich glücklich werden – eine Psychologie des Gelingens“) schreibt, „sieben Milliarden unterschiedliche Wege zum Glück“. Sein Ratschlag als Psychologe lautet: „Damit ein Leben gelingt, muss man keinen Erfolg haben, sondern die höchstpersönlichen Fähigkeiten, die man hat, einsetzen und zufrieden sein mit dem, was auch immer dabei herauskommt. Dann kann man glücklich werden.“

Würde des eigenen Seins. Glück ist das gelingende Leben, als Erfüllung im weitesten Sinn.

Die Glücksforschung hat von Anfang an verschiedene Lebenskreise zu erfassen versucht. Was blieb, war immer die Frage nach dem Sinn des Lebens. Deshalb führt die Säkularisierung auch nicht zu einem Verschwinden von Religion, sondern nur zu deren Änderung. Religion vermag vielen, ja der Mehrheit der Menschen, auf die Frage nach dem Sinn des Lebens noch immer Antworten zu geben, die sich bewährt haben und die helfen können, die als Überforderung erlebte Komplexität der Moderne zu reduzieren. Glücklich

den Erkenntnissen des großen Psychologen Viktor Frankl (1905-1997), und seiner Schule der Logotherapie, die das Glück zu einer „Nebenwirkung“ der Sinnerfüllung erklärt. Wer ein Lebensziel hat, der strebt selbst unbewusst nach Glück, weshalb auch der Atheist und Philosoph Ernst Bloch (1885-1977) das ganze Leben als Glückslabor, als laboratorium beatitudinis bezeichnet. Der Vater der systemischen Psychologie, Paul Watzlawick hat das fleißige Experimentieren mit dem Glück schon vor 35 Jahren humorvoll aufgespießt und eine „Anleitung zum Unglücklichsein“ geschrieben. Sie wurde zum Kultbuch in Millionenaufgabe. Die Nachfrage zeigt: Ganz offensichtlich

Die Ängste der Deutschen

Angaben 2015
in Prozent¹

Veränderung
zu 2014²

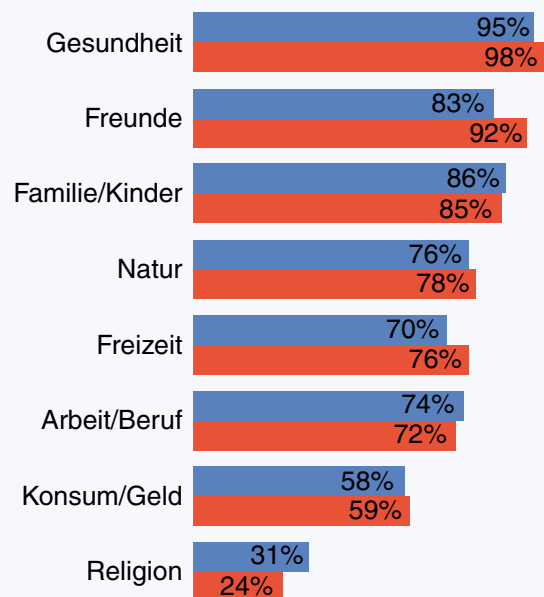
53	Naturkatastrophen	+2
52	Terrorismus	+13
49	Pflegefall im Alter	-2
49	Spannung durch Zuzug v. Ausländern	+6
48	Überforderung der Politiker	+4
48	Steigende Preise	-10
47	Schwere Krankheit	±0
41	Krieg mit deutscher Beteiligung	+6
40	Schlechtere Wirtschaftslage	-1
37	Sinkender Lebensstandard im Alter	-1
32	eigene Arbeitslosigkeit	-1
26	Straftaten	±0
15	Zerbrechen der Partnerschaft	-3

¹Auswahl ²In Prozentpunkten

Quelle R+V/F.A.Z.-Grafik Brocker

Was im Leben der Deutschen Bedeutung hat

■ 2002 ■ 2010



© ideaGrafik; Quelle: Stiftung für Zukunftsfragen Hamburg

Das Glück ist der Horizont aller Zwecke, die wir anstreben und somit erst recht aller Mittel, die zu diesen Zwecken führen können. Das Glück ist dasjenige, wovon wir nicht mehr fragen können, warum und wozu wir es erstreben; es ist der Inbegriff dessen, worum es uns im Leben gehen kann und dasjenige, wofür alles andere nützlich ist. Immer geht es dabei um die Übereinstimmung des eigenen Lebens mit den gewollten Zielen, geht es um ein Hinauswachsen des Menschen über kleine Horizonte. Es geht um eine Entsprechung der eigenen, tiefen Wünsche mit der

werden, so formuliert es eine Denkschule der Glücksforschung, „am leichtesten Menschen, die sich frei für etwas entscheiden können, die Verantwortung übernehmen und aktiv sind, sich dabei aber zugleich ein breites Interessenspektrum bewahren.“ Glücklich würden also die Engagierten, die Entscheider, die Aktiven. Bei diesem aktiven Einsatz aber „geht es fast nie um den Hintersinn ‚ich will glücklich werden‘, sondern fast immer um die Sache selbst“. Der Erfolg mache glücklich, wie immer er aussieht, denn das Streben danach erscheint sinnvoll. Das deckt sich mit

gehört auch Humor zum Glücklichen sein. Ja selbst humorlose Leute wie Marcuse stellen fest: Wer auf das Glücklichen verzichtet, erfüllt sein Dasein nicht.

Identität, Erfüllung, Freiheit, Sinn, Humor. Worin das Glück besteht, darüber waren die Ansichten immer geteilt. Der römische Gelehrte Terentius Varro (116-27) sammelte 288 Definitionen von Glück. Das ist lange her. Die 1995 erschienene Bibliography of Happiness enthält mittlerweile mehr als 2500 Untersuchungen über das Glück. Offensichtlich

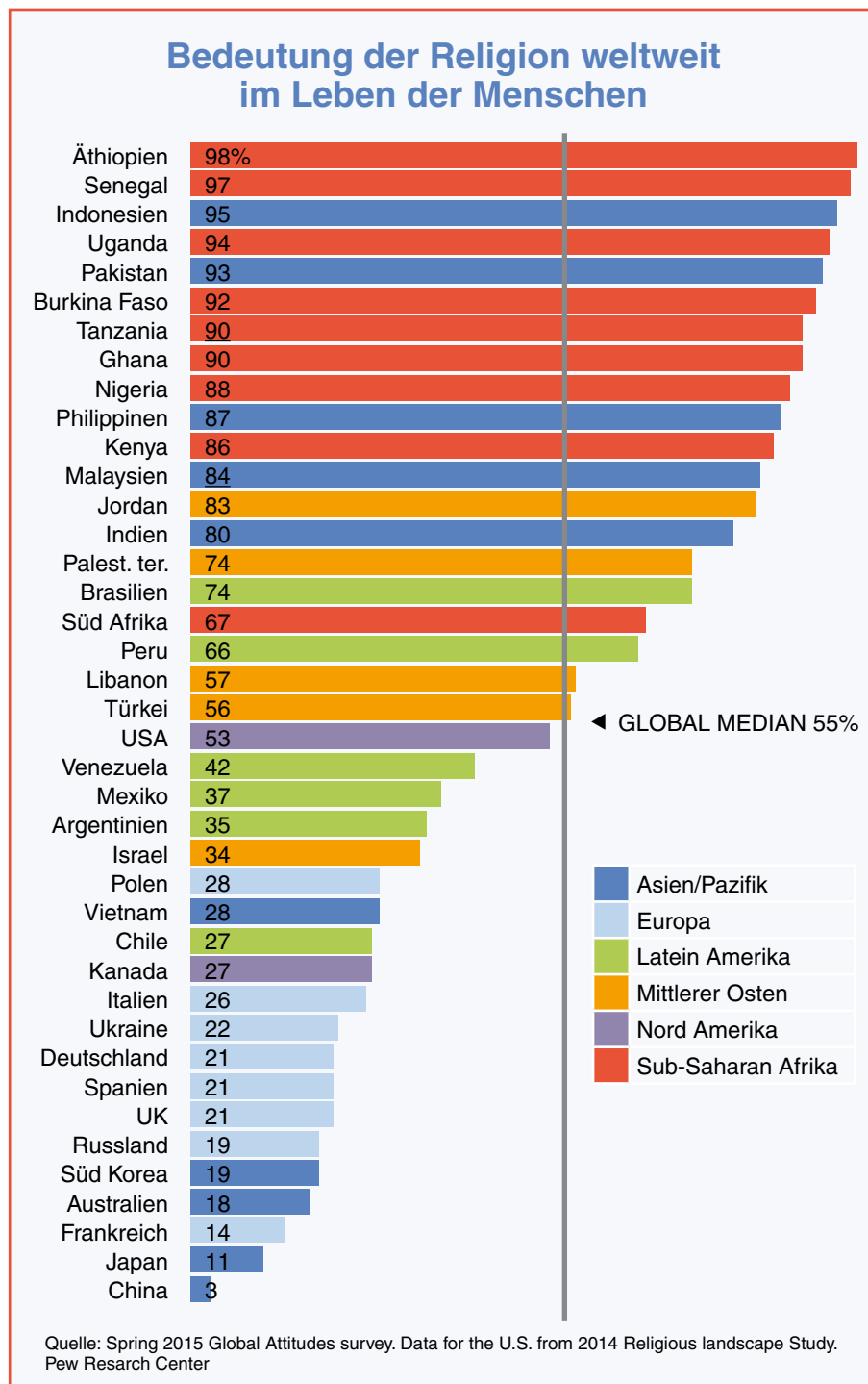
ist das Glück ein höchst interdisziplinäres Sujet. Georges Bernanos fasste viele Disziplinen zusammen, als er den Satz prägte: „Seine Freude in der Freude des anderen finden – das ist das Glück.“ Leibniz formulierte es ähnlich: *delectatio in felicitate alterius*, Freude am Glück des Anderen.

All diese Definitionen und Überlegungen versammeln wesentliche Elemente für das Glück. Es gibt aber noch ein Element, das dem Menschen vorgegeben ist, wenn er rundum glücklich sein will. Der große Pädagoge und Heilige Don Bosco (1815-

1888) drückt es ähnlich wie Bernanos aus, aber aus der Perspektive des Beschenkten: „Das erste Glück eines Menschen ist das Bewusstsein, geliebt zu werden.“ Die Liebe als Kernelement des Glücks – damit ist man einer christlichen Definition schon sehr nahe. Für die großen Kirchenlehrer hat Glück zudem noch mit Wahrheit zu tun. Augustinus etwa schreibt in seinen Bekenntnissen im 23. Kapitel: „Das glückliche Leben ist nichts anderes, als die Freude, welche die Wahrheit erzeugt“ und „diese Wahrheit findet man in Dir, Herr, in Dir der höchsten Wahrheit.“ In seiner

frühen Schrift »De beata vita« (Über das glückliche Leben) hat Augustinus (354-430) den Versuch unternommen zu entschlüsseln, was unter »Glück« zu verstehen ist und was Gott damit zu tun haben könnte. Er schrieb das Buch im November 386. Augustinus war ein Lehrer, ein Theologe des Glücks (v. Harnack), denn mit ihm rückte, wie selbst Albert Camus staunend bemerkt, „der Dialog zwischen Glaube und Vernunft erstmals ins volle Licht“. Jahrhundertelang war Philosophie in der griechisch-hellenistischen Welt Lebenskunst und Heilkunst. Bei der Suche nach der Realisierung der besten Fähigkeiten im Menschen berührte nach antiker Vorstellung der Mensch die Sphäre des Göttlichen. Glück liege in der Angleichung des Menschen an Gott, so lehrte die platonische Tradition; Aristoteles (384-322) formte das Leitbild eines Lebens in geistiger Musse, zweckfreier Entdeckung und Ausrichtung an der Wahrheit und ihrem Grund, die höchste Vollendung menschlichen Lebens bestehe in der geistigen Kontemplation; Seneca sprach von der Verwirklichung des göttlichen Bildes im Menschen durch die Tugend. Gott und das Glück gehörten zusammen. Augustinus erklärte den Zusammenhang.

Von dieser zu Gott strebenden Vorstellung ist der moderne Mensch meilenweit entfernt. Aber auch die Kirche, „Treuhänderin der Wahrheit“ (Benedikt XVI.), mithin der Sinnstiftung, scheint – jedenfalls in Deutschland – zu sehr mit sich selbst beschäftigt zu sein, um ihm diesen Weg zu weisen. Darauf hat Papst Franziskus die deutschen Bischöfe eindringlich hingewiesen (s. Hubert Gindert, in diesem Heft Seite 35) und lag damit ganz auf der Linie seines Vorgängers. Und auch im Jahr der Barmherzigkeit ist es das Gebot der Stunde. Denn zwar definiert Augustinus Barmherzigkeit als „das Mitleiden unseres Herzens am Elend einer anderen Person“, aber Thomas von Aquin (~1225-1274) führt den Gedanken fort, indem er nur den wirklich barmherzig nennt, der sich aktiv darum bemüht, das Elend des anderen auch abzuwenden. In diesem Sinn ist Mission auch ein Akt der Barmherzigkeit, sie bringt die Liebe, die Wahrheit der Tat und damit auch das Glück zu den Menschen.



„Alles Glück ist Liebe“, sagt bündig Josef Pieper (1904-1997), der große Thomist. „Die Liebe ist das Ur-Geschenk“, schrieb Piepers Vorbild Thomas von Aquin, „alles, was uns sonst noch unverdient gegeben werden mag, wird erst durch sie zum Geschenk“. Liebe ist eine schöpferische Tat, eine Beziehungstat. Sie prägt und gestaltet das Verhältnis von Personen zueinander, sie schafft existentielle Nähe. Die Frage nach dem Glück lautet also: Wie können wir besser lieben und wie kann man Liebe erfahren? Lieben ist ja nicht nur ein Gefühl, sondern zuerst ein Willensakt. Augustinus nennt die Liebe den „Urakt des Willens“, Quelle und Mittelpunkt der Existenz. Deshalb stimmt ja auch die Weisheit des römischen Konsuls Claudius, wonach jeder seines Glückes Schmied ist.

Thomas von Aquin ortete das Glück in der Natur des Menschen. Es ist die Natur der Liebe, die Sehnsucht nach dem Guten, die den Weg zum Glück weist. Es wäre angesichts der Diktatur des Relativismus und der neuen Sehnsucht nach dem Glück ein Gebot der Stunde für Bischöfe und Laien in öffentlicher Verantwortung, sich wieder intensiver mit der Natur des Menschen und der Naturrechtslehre zu befassen. Schon Romano Guardini wies auf die Gefahr des „nicht-humanen Menschen“ hin. Der große Denker sah die „Unmenschlichkeit des Menschen“ in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Verdrängen von Wahrheit und dem Vergessen Gottes. In seinem posthum erschienenen Werk „Die Existenz des Christen“ beschreibt Guardini wie der Geist als solcher krank werden kann. „Das geschieht nicht unbedingt nur dann, wenn der Geist sich irrt, sonst wären wir ja alle geistig krank, denn wir täuschen uns alle mal; noch nicht einmal, wenn der Geist häufig lügt; nein, der Geist wird krank, wenn er in seinem Wurzelwerk den Bezug zur Wahrheit verliert. Das wiederum geschieht, wenn er keinen Willen mehr hat, die Wahrheit zu suchen und die Verantwortung nicht mehr wahrnimmt, die ihm bei dieser Suche zukommt; wenn ihm nicht mehr daran liegt, zwischen wahr und falsch zu unterscheiden“.

Aristoteles geht bei seinen Überlegungen über Ethik vom Streben nach Glückserfüllung aller Menschen aus.

Das sei auch immer zugleich die Frage nach dem Sinn des menschlichen Lebens und er kommt zu dem Ergebnis, dass der Mensch dadurch glücklich wird, wodurch er gut wird. Mit anderen Worten: Der Mensch kann nicht gegen die ihm in seiner eigenen Natur vorgegebenen Lebenszwecke oder gegen seine Natur als Mensch zur vollen Lebenserfüllung gelangen. Und dadurch gelange man auch zum Gemeinwohl. Es gibt einen Zusammenhang zwischen persönlichem Glück und Gemeinwohl.

Die Utilitaristen, allen voran der Brite Bentham, aber vor ihm auch schon der große Ökonom Adam Smith, machten da Abstriche. Sie hatten eine numerische Idee vom Gemeinwohl, wenn sie sagen, dass „das größte Glück der größten Zahl“ der Inbegriff der verwirklichten Sittlichkeit sei. In der alten Lehre vom Gelingen des Menschseins war das numerische Prinzip freilich immer impliziert. Aristoteles findet einen Kompromiss, indem er das spezifisch menschliche Glück ortet zwischen der persönlichen Autonomie frei von allen Bedingungen und dem Sich-selbst-Bewahren im Bedingten. So überschreite das Individuum sich selbst, aber nicht ins Unendliche, sondern in die geordnete Gemeinschaft mit den anderen. Es ist, so könnte man sagen, ein erstes Nachdenken über Nächstenliebe.

Robert Spaemann hat in seinem Buch „Glück und Wohlwollen“ beschrieben, wie christlich und naturgemäß dieses aristotelische Konzept ist. Der Schlüsselbegriff lautet: amor benevolentiae, das Wohlwollen eines vernünftigen, liebenden Wesens. Dabei geht es auch um das Wesen der Gottesliebe. Kann der Mensch rein selbstlos sein? Er kann und doch nicht. Denn das Überschreiten seiner selbst und die Identifikation mit dem, was den unüberbietbaren Horizont eines menschlichen Lebens ausmacht, gehen zusammen in der Identifikation mit dem Glück dessen, den man liebt und dem man wohl will. Es gibt, so Spaemann, eine Verwandlung des Interesses, die in und durch die Liebe geformt wird. Das gelingt dem Glückssucher dann, wenn ihm die Wirklichkeit des Anderen in ihrer eigenen Sinnsetzung zum Motiv vernünftigen Handelns wird.

Eine Gesellschaft, in der das Religiöse schwindet, wird über kurz oder lang brutal und egoistisch. Dieser Prozess ist derzeit zu beobachten (siehe Grafik). Freilich kommt es auf den Stellenwert der Liebe in der Religion an und da dürften auch Agnostiker und halbwegs gebildete Atheisten bekennen, dass das Christentum die Liebe als Wesenskern hat, sozusagen zum Glück für alle. Wo die Religion von Hass und Unterwerfung geprägt ist, da herrscht auch die Gleichgültigkeit – das Gegenteil von Liebe – gegenüber dem Elend der anderen. Manche arabischen Länder zum Beispiel haben sich jahrzehntelang geweigert und tun es immer noch, Flüchtlinge aufzunehmen, selbst wenn sie gleichen Glaubens sind. Wenn aber das Christliche nur noch verwaltet und nicht persönlich gelebt wird, wenn der missionarische Geist schwindet und die persönliche Beziehung zu Christus verdunstet, dann wird auch in ehemals christlichen Ländern jede Willkommenskultur spätestens dann zur Makulatur, wenn sie den persönlichen Wohlstand gefährdet. Wohlstand ist nur Bequemlichkeit, nicht Erfüllung und christlich teilen heißt nicht, nur das Überflüssige geben. Die Barmherzigkeit verlangt, auch die Ursachen des Elends zu beseitigen. Konkret: Teilen durch mehr Entwicklungshilfe und Beseitigung der Tyrannei.

Das Glück ist überall da zuhause, wo die Liebe wohnt. Papst Benedikt schreibt es gleich zu Beginn seiner Enzyklika Deus caritas est: „Jeder findet sein Glück, indem er in den Plan einwilligt, den Gott für ihn hat, um ihn vollkommen zu verwirklichen: In diesem Plan findet er nämlich seine Wahrheit und indem er dieser Wahrheit zustimmt, wird er frei.“ Hier schließt sich der Glückskreis: Wahrheit macht frei, Freiheit macht glücklich. Es muss aber die Freiheit der Liebe, die Freiheit zum Guten für den Einzelnen und für die Anderen sein. Es gibt manche Wiege des Glücks, etwa die Familie, aber Wahrheit, Freiheit und das Gute sind die Ziele, auf die es ankommt. Schon das Streben danach verleiht Momente des Glücks, ganz gleich in welcher Lebensform und Lebenslage. Denn diese Momente sind Vorahnungen des Heils. □

Das ZDK hat einen neuen Präsidenten. Der Kurs bleibt derselbe

Das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken (ZDK) hat nach dem Rücktritt von Alois Glück einen neuen Präsidenten gewählt. Nachfolger von Glück wurde der nordrhein-westfälische CDU-Abgeordnete und Leiter der Katholischen Akademie im Bistum Münster Thomas Sternberg (63). Sternberg erhielt im ersten Wahlgang 110 Stimmen. Die Mitbewerberin Maria Flachsbarth, Staatssekretärin im Bundeslandwirtschaftsministerium und Vorsitzende des katholischen Deutschen Frauenbundes kam im ersten Wahlgang auf 75 Stimmen. Die Wahl brachte keine Richtungsentscheidung, wie das Freiburger Konradsblatt (48.2015) feststellte: „Ihre kirchenpolitischen Positionen sind nicht sehr unterschiedlich. Beide machen aus ihrem Engagement für die innerkirchlich umstrittene Schwangerschaftskonfliktberatung „Donum Vitae“ kein Hehl. Beide teilen verschiedene Reformanliegen“. „Innerkirchlichen Reformbedarf“ sieht der neue Präsident z.B. bei Frauendiakonat, Viri probati u.a.. „Die wirklichen Gefahren“ für die Kirche seien nicht „irgendwelche Feinde von außen“, sondern sie befänden sich in ihrem Inneren (Konradsblatt (48.2015 S4). Der neue ZDK-Präsident wird an dieser Stelle leider nicht konkreter.

Die letzte wichtige Initiative des ZDK war zusammen mit dem Deutschen Familienbund die Unterstützung des vom Bundestag beschlossenen Gesetzentwurfs, wonach Familienangehörige, Ärzte und Personen besonderen Vertrauens aktive Sterbehilfe leisten dürfen. Das widerspricht eindeutig der Lehre der Kirche und dem, was Joh. Paul II. im Evangelium Vitae dazu sagt.

Der neugewählte ZDK-Präsident hat sich nicht zur Massenabkehr der Katholiken von der Kirche, zur Notwendigkeit der Neuevangelisierung oder zur Umsetzung des Reformprogramms geäußert, das Papst Franziskus auf dem Ad-Limina-Besuch von den deutschen Katholiken gefordert hat. Offensichtlich sind diese existentiellen Fragen der deutschen Ortskirche kein Problem für den neuen ZDK-Präsidenten. Auch der immer

Auf dem Prüfstand

geringer werdende Einfluss der Katholiken in Politik und Gesellschaft ist offensichtlich kein Thema, das ihn zu Worten hinreißt.

Hubert Gindert

Gleichschaltung oder Bewahrung der Identität

Europa, ursprünglich auf den Werten des christlichen Abendlandes gegründet, verliert seine ursprüngliche Identität, weil die Basis ausgetauscht wurde. Die Wirtschaft und der Euro scheinen das Maß aller Dinge zu sein und außerdem wird der Versuch unternommen, durch politische Einflussnahme den Völkern Europas die Identität zu nehmen. Deutsche Medien sind die trojanischen Pferde, mit denen man die Gleichschaltung der osteuropäischen Länder erreichen will. Berichterstatter und Politiker beanspruchen Unfehlbarkeit in der Analyse der politischen Wirklichkeit in Nachbarländern. Zuletzt war Ungarn dran, jetzt will man Polen in den Schwitzkasten nehmen.

In Polen hat sich die Mehrheit des Volkes für eine konservative und die Verfassung gestaltende Politik entschieden. Ist das undemokratischer, als wenn sich zwei kleinere Parteien zusammentun und die Partei mit den meisten Stimmen an der Regierungsbildung hindern?

Das Verfassungsgericht hat den Auftrag, über die Einhaltung der Verfassung zu wachen und die Grundwerte der Verfassung zu schützen. Deutschland hat ein Verfassungsgericht mit zwei Senaten von jeweils 8 Richtern. Die Entscheidungen werden mit Mehrheit (u.U. nur einer Stimme) gefällt.

In Polen besteht durch Verfassungsänderung der Verfassungsgerichtshof aus 15 Personen. Für eine Entscheidung müssen 13 Richter anwesend sein. Die Entscheidungen müssen mit mindestens Zweidrittelmehrheit getroffen werden.

In den USA sprach der Supreme Court, der Oberste Gerichtshof, Homosexuellen dasselbe Recht auf Ehe zu wie Heterosexuellen. Darüber entschieden neun Personen. Fünf sprachen sich dafür aus, vier sprachen sich dagegen aus. Ein einziger Richter, also, der neunte, entschied für 318,9 Millionen Menschen die Einführung der sog. Homoehe, was nie mit dem Wesen des Menschseins und der Gesellschaft harmonieren kann. Der Spiegel schreibt: „In einer seiner bedeutendsten Entscheidungen sprach der Supreme Court homosexuellen Paaren dasselbe Verfassungsrecht auf Ehe zu wie heterosexuellen. „Ihre Hoffnung ist es, nicht verdammt zu werden, in Einsamkeit zu leben, ausgeschlossen von einer der ältesten Institutionen der Zivilisation“, schrieb Richter Anthony Kennedy in dem außerordentlich emotional formulierten Urteil. »Sie bitten um gleiche Achtung vor dem Gesetz. Die Verfassung gewährt ihnen dieses Recht.« (spiegelonline 26.6.2015).

Gibt das Zweidrittelmehrheitsprinzip in diesem Fall nicht die Chance zur Verhinderung einer willkürlichen oder ideologisch vorgegebenen karriereorientierten Einzelentscheidung?

Sind nicht einzelne Personen leichter einer pressure group ausgeliefert als eine größere Gruppe?

Wer beruft in das Verfassungsgericht Deutschlands? Die Mitglieder des Bundesverfassungsgerichts werden je zur Hälfte vom Bundestag und vom Bundesrat gewählt. Weitere Bestimmungen überlässt die Verfassung dem Gesetzgeber. Dieser hat geregelt, dass die Wahl durch einen Wahlausschuss von zwölf Abgeordneten vorgenommen wird. Man darf überlegen, nach welchen Gesichtspunkten die zwölf Abgeordneten ihre Wahl treffen.

In Polen geht es zunächst um die Neubesetzung von fünf der 15 Richterstellen. Der Sejm, das polnische Parlament, hatte vor der Parlamentswahl fünf neue Verfassungsrichter gewählt. Wollte sich die damalige Regierung nicht als künftige Opposition durch das Ver-

fassungsgericht eine Basis zur Verhinderung von Gesetzen der neuen Regierung sichern? Oder ging es nur um Posten und Bestechung? Warum will man noch schnell Posten besetzen, obwohl man ahnt, dass eine neue Regierung zu erwarten ist?

Wie unabhängig ist in Deutschland das Bundesverfassungsgericht oder wie kompetent sind die Richter?

1. Das Beispiel Abtreibung:

28.05.1993: Das Bundesverfassungsgericht erklärt Abtreibung für rechtswidrig und die ein Jahr zuvor (26.06.1992) vom Deutschen Bundestag verabschiedete „Fristenlösung“ für verfassungswidrig. Das Lebensrecht des Ungeborenen dürfe zu keiner Zeit einem Dritten und auch nicht der Mutter überantwortet werden.

Eine Fortsetzung der Schwangerschaft ist nach dem Urteil aber unzumutbar, wenn für die Schwangere eine Gefahr für ihr Leben oder die Gefahr einer schwerwiegenden Beeinträchtigung ihres Gesundheitszustandes besteht. Der Gesetzgeber kann Art und Schwere der Beeinträchtigung festlegen. Daraus ergibt sich die gegenwärtige Praxis.

Nach dem Abtreibungsrecht von 1995 bleibt Abtreibung innerhalb der ersten zwölf Schwangerschaftswochen straffrei, wenn die Frau eine Beratung nachweisen kann. Die Beratung soll ergebnisoffen erfolgen.

Abtreibungen bleiben straffrei, sind aber nach wie vor rechtswidrig. Trotzdem halten gemäß einer Emnid-Umfrage 70% der Bundesbürger Abtreibung für rechtmäßig.

Das Bundesverfassungsgericht hat sich an ideologische Positionen der Regierung und des Parlamentes angepasst.

Wenn das Recht auf Leben nicht unter Androhung von Strafe geschützt wird, wird der Mensch vogelfrei.

2. Das Beispiel Betreuungsgeld

Das parlamentarisch beschlossene Betreuungsgeld für die Familien haben die Verfassungsrichter gekippt und folgten der Rot-Grünen-Mehrheit im Bundesrat. Während das Verfassungsgericht die Arbeit in den Kitas als Erziehungsleistung bewertet und deswegen die Förderung der Kitas dem Bund zusprach, hatten die Verfassungsrichter das

Betreuungsgeld als Sozialhilfe gewertet und die Verantwortung an die Länder gegeben. In den Familien wird erzieherisch mit Sicherheit mehr geleistet als in den Kitas. Das Betreuungsgeld verstößt nach einem Urteil des Bundesverfassungsgerichtes gegen das Grundgesetz. Der Bund hätte das entsprechende Gesetz nicht erlassen dürfen, urteilten die Richter in Karlsruhe. Er sei für das Betreuungsgeld nicht zuständig. Eine Klage Hamburgs gegen die am 1. August 2013 eingeführte Familienleistung, die von Gegnern als „Herdprämie“ diffamiert wird, war damit erfolgreich.

Wie unabhängig ist also ein Verfassungsgericht, wenn es sich nicht an die grundlegenden Werte hält?

Polen ist ein auf der Demokratie gegründeter Rechtsstaat. Der Souverän ist das Volk, das seinen Willen in geheimen und freien Wahlen ausdrückt. Dies gilt es zu respektieren.

Polens Außenminister Waszczykowski antwortet auf die Aggressionen deutscher Politiker: „Wir wollen lediglich unseren Staat von einigen Krankheiten heilen, damit er wieder genesen kann.“ Unter der Vorgängerregierung sei ein bestimmtes Politikkonzept verfolgt worden, sagte er weiter. „Als müsse sich die Welt nach marxistischem Vorbild automatisch in nur eine Richtung bewegen – zu einem neuen Mix von Kulturen und Rassen, eine Welt aus Radfahrern und Vegetariern, die nur noch auf erneuerbare Energien setzen und gegen jede Form der Religion kämpfen. Das hat mit traditionellen polnischen Werten nichts mehr zu tun.“ (spiegelonline, 4.1.2016)

Gerhard Stumpf

Köln – „Eine Katastrophe für uns Journalisten“

Die Augsburger Allgemeine Zeitung (AZ) vom 7.1.2016 berichtet in vier! Artikeln: „Gewalt in Köln löst scharfe Debatte um Flüchtlinge aus“, „Wer Probleme verharmlost, hilft den rechten Hetzern“, „Wie Augenzeugen die Schreckensnacht erlebten“, „Das lange Schweigen der Polizei“ über die Gewalt an Frauen während der Silvesternacht in Köln. In Hamburg und Stuttgart kam es zu ähnlichen Vorfällen.

Michael Stifter, AZ, schrieb in seinem Artikel: „Wer Probleme verharmlost, hilft den rechten Hetzern“: „... Die Nacht der Gewalt in Köln ist eine Katastrophe. Für die Frauen ... die Polizei ... und für uns Journalisten, die wir die Ausschreitungen anfangs falsch eingeschätzt haben ... die Geschichte dieser Silvesternacht ist vor allem eine Geschichte von bestätigten Vorurteilen ... sie verstärkt damit auch das Gefühl vieler Bürger, dass die Verantwortlichen vor lauter politischer Korrektheit Probleme verharmlosen ... und der Fall hat noch eine zweite Ebene: Viele Menschen fragen sich, warum die Attacken so spät bekannt wurden. Warum meldet die Polizei noch an Neujahr eine ruhige Silvesternacht? Warum berichten so viele Medien erst Tage später? ... Fakt ist, dass Polizei und viele Journalisten die Geschehnisse unterschätzt haben. Daran ergötzen sich jetzt jene, die so gerne über die ‚Lügenpresse‘ herziehen. Sie sehen sich bestätigt, dass die Medien Nachrichten verschweigen ... Doch erstens kann sich in Zeiten des Internet keine Zeitung, keine Nachrichtensendung leisten, solche Informationen bewusst zu unterschlagen, wenn sie nicht ihre Glaubwürdigkeit riskieren will. Und zweitens vergessen die Vereinfacher von rechts außen einen entscheidenden Punkt: Anders als Internethetzer verbreiten seriöse Medien nicht jedes Gerücht ungefiltert weiter.“

In dem Bericht über die Kölner „Schreckensnacht“ erscheint vieles widersprüchlich. So hieß es: „Aus einer riesigen Männergruppe – rund 1000 Männer – heraus wurden Frauen vor dem Kölner Hauptbahnhof massenhaft angegangen und die Polizei erscheint macht- und hilflos.“ Noch an Neujahr hatte die Kölner Polizei in ihrem Pressebericht die Einsatzlage als „friedlich“ bezeichnet ... Die Polizei bezeichnet den Bericht inzwischen als Fehler („Das lange Schweigen der Polizei“ AZ 5.1.16).

Wie konnte es aufgrund der Vorkommnisse zu einem solchen Polizeibericht kommen? Journalisten machen es sich zu einfach, wenn sie die Kritik an der verspäteten Berichterstattung und die Internetberichte pauschal als „rechte Hetze“ bezeichnen, die Stimmung schüren oder abschätzig von „Vereinfachern“



Forum Deutscher Katholiken

Einladung zum 16. Kongress: „Freude am Glauben“

„Was gibt dem Menschen Hoffnung für die Zukunft?“

22. – 24. April 2016
Stadthalle am Schloss,
Aschaffenburg

Feierliche Gottesdienste mit

S. Exz. Bischof Dr. Friedhelm Hofmann; P. Bernhard Gerstle FSSP, S. Em. Joachim Kardinal em. Meisner

Namhafte Referenten

Erzbischof Stephan Burger, Freiburg; Prof. Dr. Werner Münch, Freiburg, Ministerpräsident a.D.; Josef Kraus, OStD Dipl. Psych. Josef Kraus, Präsident d. Dt. Lehrerverbandes, Ergolding; Prof. Dr. Manfred Spieker, Georgsmarienhütte; Prof. Dr. Dr. Elmar Nass, Fürth; Alexandra Maria Linder M. A., Finnentrop-Weuspert; Prälat Prof. Dr. Lothar Roos, Bonn; Michaela Koller, IGFM Frankfurt; Pfarrer Winfried Abel, Heiligenkreuz; Bischof Franz P. Tebartz-van Elst, Rom, Delegat für die Neuevangelisierung;

Wegweisende Podiumsgespräche

„Evangelisierung auf steinigem Boden“

Moderation: Alexandra Maria Linder, MA; Teilnehmer: Stefan und Ewa Wenge, Maria und Andrea Carpanese, Regina und Winfried Janiszewski

„Das Gesicht unserer Kirche im 21. Jahrhundert“

Moderation: Bernhard Müller, FE-Verlag; Teilnehmer: Generalvikar Domkapitular Dr. Franz Jung, Norbert Geis MdB a.D., Karolin und Dr. Walter Wehler, Diakon Simon de Keukalaere FSO

sprechen. Haben die „rechten Hetzer“ in den neuen Medien vielleicht erheblich dazu beigetragen, dass auch Presse und Öffentlich Rechtliche Medien schließlich doch über die Kölner „Schreckensnacht“ berichtet und zur Einsicht beigetragen haben, dass Journalisten „die Ausschreitungen“ anfangs falsch – in ihrer Auswirkung – eingeschätzt haben. Es ist ja bemerkenswert, wenn Birgit Kelle feststellt, dass Zeitschriften emanzipierter Frauenbewegungen die Kölner „Schreckensnacht“ nicht erwähnt haben, obwohl Frauen davon betroffen waren. Dass Zeitungen und auch von allen Steuerzahlern finanzierte Öffentlich Rechtliche Rundfunk- und Fernsehanstalten, trotz Internet, Nachrichten verschweigen, weil sie nicht in das ideologische Weltbild von Redaktionen passen, weiß jeder, der in den letzten Jahren in Berlin oder Stuttgart sich an friedlichen Demos gegen die Abtreibung oder die Genderideologie beteiligt hat. Da waren 5.000 bis 6.000 Menschen (Berlin) oder 2.000 bis 4.000 Menschen in Stuttgart auf der Straße. Was hat die AZ, trotz Internet, darüber berichtet? Nichts!

Der frühere Bundesinnenminister Hans Peter Friedrich sprach in Zusammenhang mit der Berichterstattung über die Kölner Vorgänge von einem „Schweigekartell“. Gehört er jetzt auch zu den „rechten Hetzern“ und „Vereinfachern“?

Vielleicht sollten unsere Medien in ihrer Berichterstattung über die „eingeschränkte Pressefreiheit“ in Polen oder Ungarn etwas zurückhaltender sein. Man kann sich ja darüber unterhalten was schlimmer ist, das Verschweigen von Nachrichten durch ein „Schweigekartell“ oder eine „eingeschränkte Berichterstattung“.

Hubert Gindert

Ist die Kirche in Deutschland noch bereit, ihrem eigentlichen Auftrag nachzukommen?

„Überlegungen zur „Neuen Grundordnung des kirchlichen Dienstes“.

Arnd Küppers und Peter Schallenberg von der „Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle“ in Mönchen-Gladbach nehmen im Verbandsorgan des Vereins „katholischer deutscher Lehrerinnen e.V. (VkdL), Heft 1, 2016, Stellung zur „Neuen Grundordnung des kirchlichen Dienstes“.

Die Autoren sprechen unter „Pluralisierung des Sozialen“ über „Die Wirklichkeit der kirchlichen Arbeitswelt, die sich gewandelt hat und differenzierter geworden ist“. Küppers und Schallenberg sehen in dieser „Pluralisierung“ den Anlass für den sozialen Wandel in der Gesellschaft. Diesem „gesellschaftlichen Wandel“ könne sich die Kirche nicht entziehen. Denn „Institutionen wie die Kirche, die eine wichtige Rolle in Staat und Gesellschaft beanspruchen und diese in Deutschland auch tatsächlich so wie rechtlich abgesichert wahrnehmen, haben diese Wahl nicht. Eine Wagenburgmentalität ist für die Kirche keine Option, jedenfalls dann nicht, wenn sie sich nicht selbst zu einer Gesellschaft irrelevanten Großsekte herabwürdigen will“.

Was ist die Bedeutung der katholischen Kirche im gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Leben in Deutschland? Das ist eine Frage der Betrachtungsweise. Gemessen an den rund 700.000 Mitarbeitern in kirchlichen Diensten, ist die Kirche ein wirtschaftliches Großunternehmen. Sie verfügt über ein Kirchensteuereinkommen von über 5 Mrd. Euro. Mit statistisch rund 24 Mio. Mitglieder ist die Kirche scheinbar ein politisches Schwergewicht. Betrachtet man allerdings ihren Einfluss auf das politische Geschehen, z.B. in der Gesetzgebung, dann ist dieser eher marginal. Das Gleiche gilt für die Bedeutung der Kirche im kulturellen Leben, z.B. in Medien, in Film und Literatur. Das kann auch gar nicht anders sein. Die christliche Botschaft und der Glaube der Kirche erreichen nur noch rund 9% der Katholiken, die am Sonntag eine Kirche aufsuchen. Die Kraft des Glaubens und die missionarische Ausstrahlung hängen aber vom geforderten sakramentalen Mitvollzug insgesamt ab. Dazu gehört z.B. auch die Teilnahme am Bußsakrament. Letztere wird auf rund 1% geschätzt. Zieht man das mit in Betracht, wie weit ist dann die Großkirche von einer Großsekte entfernt?

Unter der Überschrift „Arbeitgeber Kirche“ heißt es im Bericht von Küppers und Schallenberg ... dass so große Strukturen und Institutio-

nen ... sich selbstverständlich nicht von dem oben skizzierten Wandel abkoppeln können ... und weiter „d.h. u.a., dass sich auch die Mitarbeiterschaft der Kirchen heute pluraler zusammensetzt als vor 20 oder gar 50 Jahren“. Unter dem Stichwort „Die christliche Dienstgemeinschaft und der soziale Wandel“ wird der Grund für die Anpassung des „kirchlichen“ Dienstes an die Pluralisierung offen genannt: „Gerade bei Caritas und Diakonie sind inzwischen viele und eine wachsende Zahl von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern nicht mehr getauft. Das kann auch gar nicht anders sein. Wollten Diakonie und Caritas nur noch Christinnen und Christen einen Arbeitsvertrag geben, dann könnten sie in vielen Gegenden Deutschlands ihren Betrieb nicht mehr aufrechterhalten“.

Persönliche Lebensführung und Loyalitätsanforderungen an Mitarbeiter im kirchlichen Dienst spielen praktisch keine Rolle mehr. Unter der Überschrift „Kein Kündigungsautomatismus“ wird das näher ausgeführt und festgestellt: „Hier zeigt sich, wie radikal die neue Grundordnung gegenüber der alten Fassung entschärft worden ist.“

Die Deutsche Bischofskonferenz hat mehrheitlich am 27. April 2015 diese „Grundordnung des kirchlichen Dienstes im Rahmen kirchlicher Arbeitsverhältnisse“ beschlossen. Sie bleibt aber die Antwort schuldig, was diese Institution, die sich mit dem Namen „kirchlich“ schmückt, mit dem eigentlichen Auftrag der Kirche noch zu tun hat. In dem Aufsatz von Küppers und Schallenberg zur neuen Grundordnung heißt es im Untertitel: „Arbeitsrechtliche Konsequenzen, sozialetische und theologische Anmerkungen“. Man hätte erwarten können, dass die Verfasser einige Aussagen von Benedikt XVI. aus seiner Freiburger Rede vom 25. September 2011 auch in Betracht gezogen hätten, wo der Papst von einer Kirche spricht, die „sich in dieser Welt einrichtet, selbst genügsam ist und sich den Maßstäben der Welt angleicht“. Papst Benedikt erinnert in dieser Rede an die eigentliche Aufgabe der Kirche: „Um ihrem eigentlichen Auftrag zu genügen, muss die Kirche immer wieder die Anstrengung unternehmen, sich von dieser ihrer Verweltlichung zu lösen und wieder offen auf Gott hin zu werden

... Die geschichtlichen Beispiele zeigen: Das missionarische Zeugnis der entweltlichten Kirche tritt klarer zutage. Die von materiellen und politischen Lasten und Privilegien befreite Kirche kann sich besser und auf wahrhaft christliche Weise der ganzen Welt zuwenden, wirklich weltoffen sein“. Der Papst tritt dem Vorwurf eines Rückzugs aus der Welt in ein „Nischendasein“ entgegen, wenn er sagt: „Umso mehr ist es wieder an der Zeit, die wahre Entweltlichung zu finden, die Weltlichkeit der Kirche beherzt abzulegen, d.h. natürlich nicht, sich aus der Welt zurückzuziehen, sondern das Gegenteil. Eine vom Weltlichen entlastete Kirche vermag gerade auch im sozial-caritativen Bereich den Menschen, den Leidenden wie auch ihren Helfern, die besondere Lebenskraft des christlichen Glaubens zu vermitteln.“

Die eigentliche Frage ist, ob die katholische Kirche noch die Kraft hat, den Weg der Entweltlichung zu gehen und ein missionarisches Zeugnis abzulegen, um sich „besser und auf wahrhaft christliche Weise der ganzen Welt zuzuwenden, wirklich weltoffen zu sein“?

Hubert Gindert



Dr. Eduard Werner: Historische Objektivität oder Geschichtsklitterung; Das NS-Dokumentationszentrum in München auf dem Prüfstand; Herausgeber: Initiativkreis kath. Laien und Priester in der Diözese Augsburg; Bezugsadresse: G. Stumpf, Nordfeldstr. 3, 86899 Landsberg, Tel.: 08191-22687, stumpf@ik-augsburg.de, Selbstkostenpreis: 4,- Euro

Erläuterung zum Titelbild



Das Titelbild stammt aus dem Perikopenbuch Kaiser Heinrich II. Es zählt zu den Hauptwerken ottonischer Buchmalerei und entstand um 1010 im Kloster Reichenau. Es ist das Rosenkranzgeheimnis zu sehen: Jesus, den du o Jungfrau, im Tempel aufgeopfert hast“. Vgl. Lk 2, 22–24. Hier einige Besonderheiten.

Joseph – er trägt die beiden Tauben als Opfergabe – und der greise Simeon zeigen nackte Füße. Dies bezieht sich auf das AT wo der Herr zu Moses spricht: „Leg deine Schuhe ab; denn der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden!“ (2 Mose 3,5).

Die Männer sind barhäutig, die Frauen tragen eine Kopfbedeckung. 1 Kor 11,4,5: „Wenn ein Mann betet oder prophetisch redet und dabei sein Haupt bedeckt hat, entehrt er sein Haupt. Eine Frau aber entehrt ihr Haupt, wenn sie betet oder prophetisch redet und dabei ihr Haupt nicht verhüllt“.

Simeon hat seine Hände mit seinem Obergewand verhüllt, um Christus von Maria entgegen zu nehmen. Noch heute verhüllt ein Priester seine Hände mit dem Velum, wenn er die Monstranz mit Christus in seine Hände nimmt.

Die Prophetin Hanna schaut auf das Kind und hat ihre rechte Hand erhoben. Sie stimmt den Worten Simeons zu.

In der Mitte steht ein Altar. Das weiße Tuch des Altares erinnert an das Grablinnen Christi. Das rote Tuch zusammen mit dem Kreuz, Zeichen der Liebe und der Hingabe, ist auch Symbol für den König und Sieger Christus. AE

Felizitas Kühle (Hrsg.): Der Löwe von Fulda. Ökumenische Würdigung eines guten Hirten. Komm-Mit-Verlag Münster 2015. Tel.0251- 614020, Mail: felizitas.kueble@web.de ISBN 978-3-921090-98-5. Euro 14;80.



Die Verlegerin Felizitas Kueble präsentiert hier einen Erinnerungsband für Erzbischof Dr. Johannes Dyba mit Beiträgen von 33 Autoren aus Kirche, Kultur und Publizistik. Darunter befinden sich auch mehrere evangelische Theologen und Publizisten, die mit Erzbischof Dyba in Kontakt standen und seinen Glaubensmut bewunderten. Das allein zeigt schon die überkonfessionelle Bedeutung dieses Erzbischofs. Die 33 Autoren beleuchten zwar sehr verschiedene Wirkungsweisen Dybas. Sie stimmen jedoch alle überein in der Feststellung, dass dieser Bischof für den Lebensschutz und für die Glaubwürdigkeit christlicher Verkündigung eine herausragende Bedeutung hatte, die auch über seine Lebenszeit hinauswirkt. Wenn der „Schein“, der zur straffreien Tötung von ungeborenen Kindern zur Sprache kam, sagte Erzbischof Dyba regelmäßig: „Ich werde doch jetzt keine feigen Kompromisse eingehen, wenn ich weiß, dass ich in nicht allzu langer Zeit vor meinem ewigen Richter stehen werde.“ Was diesen Mann von vielen anderen Menschen unterschied, war offenbar sein Glaube an das Gericht Gottes und an das ewige Leben. Erstaunlich, wenn das bei einem Bischof von allen Beiträgern als Besonderheit empfunden wird! Wohl deshalb bestätigt auch der evangelische Theologieprofessor Beyershaus dem katholischen Bischof, dass

ihn auch viele Protestanten als ihren Bischof ansahen. Der früher evangelische Pastor Peter Kemmether bekennt, dass er durch Erzbischof Dyba angeregt wurde, katholischer Priester zu werden. Jeder der 33 Beiträge spornt dazu an, Erzbischof Dyba mit Bekennermut nachzueifern. Vielleicht werden sich spätere Generationen so dankbar an Bischof Dyba erinnern, wie wir uns heute an den Priester und Kirchenlied-Dichter Friedrich von Spee erinnern. Spee hat vor Jahrhunderten so aufopferungsvoll vor der Hexenverfolgung gewarnt, wie in unserer Zeit Erzbischof Dyba vor der massenhaften Kinstestötung warnte. Beide Priester kämpften einen zunächst aussichtslos erscheinenden Kampf gegen den Zeitgeist. Hoffen wir, dass sich eines Tages auch das Anliegen Dybas – die Rettung der ungeborenen Kinder – ebenfalls durchsetzen wird. Dann werden nicht nur die 33 Autoren dankbar an Erzbischof Dyba denken. Dieses Buch ist sehr zu empfehlen.

Eduard Werner



www.bonifatius.tv

Postanschrift: bonifatius.tv
Goerdelerstraße 15 D-36037 Fulda
E-Mail: kontakt@bonifatius.tv

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Februar 2016

- 1. Für das Geschenk der Schöpfung: Dass sie durch unsere Achtsamkeit und Pflege künftigen Generationen erhalten bleibe.**
- 2. Für Asien: Um bessere Wahrnehmung all dessen, was die Begegnung zwischen dem Christentum und den Völkern Asiens fördert.**



Wege der Barmherzigkeit; Sechs Pilgerkirchen im Bistum Augsburg

Unter der Regie von Pfarrer Dr. Ulrich Lindl, Hauptreferat III Kirchliches Leben, entstand zum Heiligen Jahr der Barmherzigkeit für die Diözese Augsburg ein kleines Büchlein mit spirituellen Gedanken u.a. einer Hinführung zur Beichte, mit der Vorstellung von sechs Pilgerkirchen und möglichen Pilgerwegen zu diesen Kirchen hin. Aufgeführt sind der Mariendom in Augsburg, Biberbach mit dem Herrgöttle, Heilig Kreuz in Donauwörth, Herrgottsruh in Friedberg, Ottobeuren mit der Basilika St. Alexander und Theodor und der Wieskirche mit dem gegeißelten Heiland. Gottesdienstzeiten, Beichtgelegenheiten, besondere Veranstaltungen, Pilgerwege und Einkehrmöglichkeiten sind jeweils bei den Pilgerkirchen aufgeführt.

Die 24. Theologische Sommerakademie (14-17. September 2016), hat sich am 16. September nachmittags ab 15.00 Uhr zur Eröffnung eines Triduums in Biberbach mit Prozession, Wallfahrtsmesse, meditativer Kirchenführung, Vortrag und Vesper eingeklinkt.

Der Verein katholischer Lehrerinnen (VkdL) hat den Flyer „Gender – Weg in die Destruktion des Menschen“ herausgebracht, den wir sehr empfehlen. Zu beziehen bei der Bundesgeschäftsstelle: Hedwig-Dransfeld-Platz 4, 45143 Essen, Tel. 0201/623029, E-Mail: VkdL-Essen@t-online.de



Programm der Osterakademie Kevelaer 30. März – 02. April 2016

„Ist denn Christus zerteilt?“ (1Kor 1,13)

Kirchenspaltung – [k]ein Anlass zum Feiern
Mi., 30. März: 16.30 Uhr, nach der Eröffnungsandacht: Herr Michael Hesemann: Luther jenseits protestantischer Apologetik und Hagiographie
Do., 31. März: 09.15 Uhr: Herr Pfarrer Dr. Josef Wieneke: Marienverehrung bei Martin Luther – eine ökumenische Brücke? 10.45 Uhr: Herr Prof. Dr. Manfred Hauke: Ist Luthers Lehre von der Rechtfertigung katholisch? Anmerkungen zur ökumenischen Diskussion über die Rechtfertigungs-

lehre – Am Nachmittag Exkursion

Fr. 01. April: 9.15 Uhr: Herr Prof. Dr. Peter Bruns: Martin Luther, die Türken und der Islam 10.45 Uhr: Herr Prof. Dr. Dr. Harm Klueting: Einer von uns? Martin Luther - vom katholischen Reformator zum protestantischen Reformator [?]. 15.45 Uhr: Herr Prof. Dr. Klaus Berger: Die Römerbriefkommentare Martin Luthers und Wilhelms v. St. Thierry (gest. 1131) – Eine frühe Vorwegnahme und ein großer Unterschied 17.00 Uhr: Herr Dr. Rudolf Kaschewsky: Martin Luther in der Sicht des Indologen und Theologen Paul Hacker

Sa., 02. April: 9.30 Uhr: Frau Prof. Dr. Alma von Stockhausen: Luthers Theologie – eine Autobiografie

Das Gesamtprogramm mit Anmeldeformular kann heruntergeladen werden: www.kvgk.de; Information: Tel.: 02563 905246

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Pfarrer Winfried Abel
Andreasberg 5, 36041 Fulda
- Dr. Alois Epple
Krautgartenstr. 17
86842 Türkheim
- Raymund Fobes
Zillenweg 8
85051 Ingolstadt
- P. Dr. Andreas Hirsch
Hohbergstr. 12
69518 Absteinach
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13
53757 St. Augustin
- Domkapitular G.R.
Hans-Georg Platschek
Kath. Stadtpfarramt St. Peter
Rindermarkt 1, 80331 München

25. Freckenhorster Marien-Ta- gung in der Kath. Landvolkshoch- schule Thema: Maria – Mutter vom kostbaren Blut

06. - 09.02.2016; Gesamtleitung: Dr. Angelika Pokropp-Hippen · Geistliche Begleitung: Kaplan Rudolf Parth CM · Informationen: 02581 9458-240 oder 02581 9458-237 · www.lvhs-freckenhorst.de

Als Antwort auf Ihren Artikel: „Röntgenbild einer Randgruppe“ von Herrn Jürgen Liminski vom Nov. 2015

Auch wenn die Forderungen der deutschen Bischöfe und Kardinäle auf der Familiensynode nicht durchsetzbar waren, so sind doch die negativen Auswirkungen zu spüren. Selbst in ländlichen Gemeinden werden in katholischen Kirchen unter großem Chorgesang und unter Mitwirkung des zuständigen Priesters Ringe und Hochzeitskerzen von Paaren gesegnet, die nur standesamtlich heiraten konnten, weil ein Partner geschieden ist. Die Sünde des ständigen Ehebruchs lässt man sich somit gleichsam absegnen. Jesu Wort und die Lehre der Kirche werden einfach ignoriert, oder – wie in einem Leserbrief in unserer Diözesenzeitung zu lesen war – als überholt und für unsere Zeit von Jesus nicht gedacht, abgetan. Damit wird das Gewissen verbildet und beruhigt. Was das für das Seelenheil bedeutet, interessiert heute nur wenig. Die junge Generation wird innerkirchlich verdorben, sodass man sie nur noch der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria anvertrauen kann, damit sie ihre schützende Hand über sie hält und sie in ihrem unbefleckten schmerzvollen Herzen birgt und für den Dreifaltigen Gott und seine unwiderruflichen Gebote wieder empfänglich macht.

Sofie Christoph, 86447 Aindling

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Mainz:

13. Februar 2016 · Kolpinghaus Mainz, Holzstrasse 19 · 16:00 Uhr · **Prof. Dr. Marius Reiser: Apostolische Konflikte und ihre Beilegung – ein Vorbild für heute?** · Hinweise: 06725-4556

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

KontoNr.: 2 493 378, BLZ: 55 000 IBAN: AT72 5500 0000 0249 3378 BIC: SLHYAT2S

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Georg Schelling – ein Priester in Dachau

Die Märztage 1938 waren auch für die österreichischen Priester dramatische Tage

Am 12. März 1938 ist die österreichische Regierung Schuschnigg zurückgetreten, weil sie der Gewaltandrohung Hitlers nicht länger standhalten konnte. Der Regierungschef verabschiedete sich in einer Rundfunkansprache mit den Worten: „Gott schütze Österreich.“ Diese Worte waren kaum verklungen, da begannen die Nationalsozialisten als neue Machthaber auch schon damit, ihre Gegner zu verhaften. Zu diesen Gegnern gehörte auch der Vorarlberger Priester und Chefredakteur Georg Schelling in Bregenz. Er wusste, in welcher Gefahr er nun lebte. Er hatte ja seit Jahren im „Vorarlberger Volksblatt“ über den Nationalsozialismus aufgeklärt. Dass die Kirche die pseudogermanische Weltanschauung Hitlers grundsätzlich ablehnte, war jedem Leser klar. Schelling berichtete, dass Papst Pius XI. am 25. März 1928 den Antisemitismus scharf verurteilt hatte. Im März 1937 hatte Schelling in seiner Zeitung auch über das päpstliche Weltrundschreiben „Mit brennender Sorge“ berichtet. In dieser Enzyklika wurden dem Hitler-Regime alle Irrtümer und Rechtsverletzungen vor der Weltöffentlichkeit vorgeworfen. In Deutschland war die Verbreitung dieses Rundschreibens verboten. Deutsche, die vor der Gestapo nach Österreich geflohen waren, hatten in der Zeitung von Georg Schelling ein

offenes Forum gefunden, um vor den wahren Absichten Hitlers zu warnen. Nun musste Kaplan Schelling selbst vor den Gestapo-Häschern fliehen. Bevor er von Bregenz in Richtung Innsbruck floh, vernichtete er noch schnell belastendes Material. Dann kehrte er jedoch wieder nach Vorarlberg zurück, wo er prompt verhaftet wurde. Nach einem kurzen Gefängnisaufenthalt in Innsbruck kam Schelling ins KZ Dachau. Dort wurde er wie alle anderen KZ-Häftlinge auch mit den Worten begrüßt: „Ihr seid Schädlinge des deutschen Volkes. Ihr seid ehrlos, wehrlos und rechtlos!“

Die Priester waren dort wie alle Häftlinge den Repressalien der SS-Aufseher ausgesetzt. Aus reiner Willkür wurde Kaplan Schelling 47 Tage lang in den Hungerbunker eingesperrt, wo die Insassen nur alle vier Tage eine kleine Brotration bekamen. Nur sehr stabile Häftlinge haben diese Torturen überlebt. Anschließend kam Kaplan Schelling in die Strafkompagnie des KZs, wo Misshandlungen und Schläge üblich waren. Im März 1941 erreichte die deutsche Bischofskon-

ferenz, dass für die Geistlichen in Dachau eine Kapelle errichtet werden durfte. Georg Schelling arbeitete von da an in der Schreibstube. Später wurde er zunächst zum „Lagerkaplan“ und schließlich zum Lagerdekan bestellt, womit er zum offiziellen Ansprechpartner für die Geistlichen wurde.

Damit bekam Georg Schelling etwas Bewegungsfreiheit im Lager, die allerdings sehr eingeschränkt war. Schelling nutzte jede Möglichkeit, um manche Gefahren von den 2756 Priestern abzuwenden.

Dennoch musste er mit ansehen, wie etwa 1000 Priester an Misshandlungen und Hunger starben. Kurz vor dem Ende des Krieges wurden viele Priester aus dem KZ entlassen. Auch Georg Schelling war dabei. Mit der Bahn und teilweise zu Fuß erreichte er seine Heimat. Unmittelbar nach Kriegsende war Georg Schelling wieder in der Seelsorge tätig. Seine Erinnerungen legte er in der Publikation „Festung Vorarlberg“ vor. Dabei erinnerte er zwar an das erlittene Unrecht – aber völlig frei von Hass und Vergeltung. *Eduard Werner*

